

1. Diversity als Machtkritik.

Diversity-Ansätze in der Sozialen Arbeit

Diversity ist zunächst ein relativ inhaltsleeres politisches Schlagwort. Als beliebig füllbarer Catch-all-Begriff erscheint es alles andere als geeignet für wissenschaftliche Begriffsarbeit. Doch die Positionen, die sich im wissenschaftlichen Diskurs um Soziale Arbeit auf Diversity beziehen, sind weniger diffus, als das Label und seine diversen Ableitungen (von Diversity Management über Diversity Mainstreaming bis hin zu Diversity Education) vermuten lassen. In der Sozialen Arbeit taucht Diversity insbesondere im Kontext der Debatten um Differenz auf, parallel zur gestiegenen gesellschaftspolitischen Aufmerksamkeit für unterschiedliche Differenzen und Ungleichheiten seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts. In diesen theoretischen Auseinandersetzungen steht Diversity dafür, »die Wirkmächtigkeit verschiedener Differenzverhältnisse gemeinsam und zusammenhängend in die Soziale Arbeit zu integrieren« (Mecheril und Vorrink 2012, S. 92). In Abgrenzung zu betriebswirtschaftlichen Lesarten von Diversity im Sinne eines Diversity Managements wird die Debatte innerhalb der Sozialen Arbeit, wie Marcus Emmerich und Ulrike Hormel zutreffend feststellen, vor allem von machtkritischen Perspektiven geprägt (Emmerich und Hormel 2013, S. 201). Im Zentrum steht dabei die kulturell-normative Produktion von Normalität und Abweichung, die aus antidiskriminierungspolitischen (vgl. Leiprecht 2011a), postkolonialen (vgl. Castro Varela 2010), migrationspädagogischen (vgl. Mecheril und Vorrink 2012), dekonstruktiv-feministischen (vgl. Plößer 2005), professions- und gerechtigkeitstheoretischen Perspektiven (vgl. Heite 2008) bis hin zu Perspektiven aus den Critical Race Studies (vgl. Eggers 2013) beleuchtet wird.

Trotz aller Unterschiede eint diese diversen Perspektiven das Bemühen, die Rolle Sozialer Arbeit in der (Re-)Produktion von Machtverhältnissen zu erhellen. Dabei zeigt sich der Diversity-Begriff für Anliegen machtkritischer Perspektiven auf Differenz jedoch als eher sperrig. Kaum ein Rekurs auf Di-

versity kommt ohne den Einschub einer kritischen Distanzierung von diesem Begriff aus. Eine Reihe von Abgrenzungsbewegungen und (selbst-)kritischen Einwänden erscheint daher geradezu konstitutiv für die Charakterisierung des Diskurses und soll deshalb die Darstellung der Diversity-Ansätze im folgenden Kapitel strukturieren. Zwei Abgrenzungsbewegungen der Kritik lassen sich dabei unterscheiden:

- Die erste maßgebliche Abgrenzung verläuft auf einer überwiegend programmatischen Ebene. Im Kern steht dabei die Kritik an betriebswirtschaftlichen Diversity-Management-Ansätzen.¹ Attestiert wird dem Diversity Management eine Orientierung an ökonomischen Verwertungslogiken von Differenz, die als Auswüchse des Neoliberalismus politisch und pädagogisch abgelehnt werden. In Programmen, die sich etwa für gemischte Teams am Arbeitsplatz einsetzen und den ökonomischen Nutzen vielfältiger Ressourcen zum alleinigen Ziel erklären, erkennen machtkritische Diversity-Ansätze eine Vernachlässigung von Diskriminierungsformen, aus deren Bekämpfung sich nicht unbedingt ökonomischer Profit ziehen lässt. Anstatt Vielfaltsressourcen der Adressat_innen Sozialer Arbeit funktionalistisch im Hinblick auf ihre Verwertbarkeit hin zu beurteilen, betonen die Diversity-Ansätze dagegen ihre Orientierung an Zielen der Gerechtigkeit. Sie grenzen sich von solchen profitorientierten Perspektiven ab, indem sie die Anliegen verschiedener sozialer Bewegungen, denen sie sich eher verbunden fühlen, hervorheben.² Gegen eine ökonomische Funktionalisierung von Differenz werden daher Perspektiven auf Differenz entwickelt, die stärker Macht und Ungleichheit in den Blick nehmen. Dies drückt sich nicht zuletzt darin aus, dass dem Begriff der Intersektionalität und der damit verbundenen Frage nach der Verschränkung verschiedener Macht- und Ungleichheitsverhältnisse eine zentrale Rolle zugewiesen wird.

1 Siehe diese Kritik bei Kubisch 2003; Heite 2008; Czollek et al. 2011; Kuhn 2012; Mecheril und Vorrink 2012; Plößer 2013; Leiprecht 2011a. Für die Erziehungswissenschaft allgemein siehe Eggers 2014; Walgenbach 2014; Emmerich und Hormel 2013; Fereidooni und Zeoli 2016.

2 Siehe diese Kritik bei Leiprecht 2011a; Mecheril 2007; Mecheril und Plößer 2011; Mecheril und Vorrink 2012; Scherr 2011; Castro Varela und Dhawan 2011; Eggers 2013; Czollek und Perko 2012.

- Die zweite Abgrenzungsbewegung, die bei der Diskussion um Diversity in der Sozialen Arbeit ins Auge fällt, ist die Kritik an einem essenzialistischen Identitätsverständnis.³ Ist die erste Abgrenzungsbewegung eher politisch-programmatisch formuliert, geht es in dieser zweiten stärker um eine theoretische Positionierung gegen ontologische Bestimmungen von Identität. Problematisiert wird, dass Diversity-Ansätze immer wieder einer klassischen Identitätspolitik verhaftet blieben und damit einer Essenzialisierung anheimfielen. Die Anerkennung von Identitäten und Zugehörigkeiten würde, so die Kritik, Identitäten häufig als aufzuwerfende (voraus-)setzen und damit essenziell fixieren und reproduzieren. Migrantische Identitäten etwa würden demnach gerade durch die Anerkennung ihrer Identität erst auf einen bestimmten kulturellen oder migrationsspezifischen Hintergrund festgeschrieben und ihre Kultur damit essenzialisiert. Dagegen setzen Diversity-Ansätze ein de-essenzialistisches Subjekt- und Identitätsverständnis, das Identitäten fluider, uneindeutiger und von verschiedenen Selbstentwürfen geprägt begreift. Pädagogisch geht es um eine Hinterfragung homogener und eindeutiger Identitätsverständnisse.

Im Folgenden wird eine Annäherung an den Diversity-Diskurs in der Sozialen Arbeit über diese beiden Abgrenzungsbewegungen, die programmatische Abgrenzung von Profitlogiken und die theoretische Abgrenzung von essenzialistischen Identitätsverständnissen, unternommen. Trotz der unterschiedlichen theoretischen Perspektiven, die im Hinblick auf diese Abgrenzungen vorhanden sind, wird hier die These vertreten, dass die Kritik an essenzialistischen Identitätsverständnissen maßgeblich von sozialkonstruktivistischen und dekonstruktiven Lesarten von Differenz geprägt ist. Sozialkonstruktivismus und Dekonstruktion bilden trotz der unterschiedlichen Positionen die entscheidenden theoretischen Knotenpunkte, die im Diskurs von den verschiedensten Perspektiven immer wieder aufgerufen werden. Exemplarisch werden die beiden Abgrenzungsbewegungen daher anhand einer sozialkonstruktivistischen Perspektive, der von Rudolf Leiprecht, und einer dekonstruktivistischen Perspektive, der gemeinsamen von Melanie Plößer und Paul Mecheril, diskutiert. Diese Auswahl ist zum einen darin begründet, dass

3 Siehe diese Kritik bei Kubisch 2003; Heite 2008; Castro Varela 2010; Mecheril und Plößer 2011; Mecheril und Vorrink 2012; Kuhn 2012; Rosenstreich 2011; Plößer 2013; Eggers 2013.

beide prominente Positionen im Diskurs darstellen. Steht Leiprechts Position für das häufig zitierte Modell der Differenzlinien, das er gemeinsam mit Helma Lutz (bzw. auch Helma Lutz gemeinsam mit Norbert Wenning) formuliert hat (vgl. Leiprecht und Lutz 2009; Lutz und Wenning 2001), haben Mecheril und Plößer gemeinsam wichtige Handbucheinträge zu Diversity und Differenz veröffentlicht. Ihr reflexiver Diversity-Ansatz, den Mecheril u.a. auch gemeinsam mit Andrea Vorrink entwickelt hat (vgl. Mecheril 2007; Mecheril und Plößer 2011; Mecheril und Vorrink 2012), kann ebenfalls als wichtiger Bezugspunkt des Diskurses gelten. Plözers dekonstruktive Perspektive knüpft hierbei insbesondere an poststrukturalistische Autor_innen wie Judith Butler und Jacques Derrida an, Mecherils Perspektive steht hingegen stärker in der Tradition der Cultural Studies. Da sie in ihrer gemeinsamen Differenzdefinition eher auf Butler und Derrida rekurrieren (vgl. Mecheril und Plößer 2009, S. 202f.) und auch die Frage nach dem Essenzialismus von dort aus verständlicher wird, wird vor der Diskussion der gemeinsamen Arbeiten zunächst die dekonstruktive Perspektive Plözers skizziert, wie sie in ihrem Buch »Dekonstruktion ~ Feminismus ~ Pädagogik« (Plößer 2005) systematisch ausgearbeitet ist.

Leitend für die folgende Diskussion der Diversity-Ansätze ist die Frage nach ihren jeweiligen Macht- und Subjektverständnissen. Diese unterscheiden sich von der in dieser Arbeit eingenommenen subjekt- und machttheoretischen Perspektive im Anschluss an die feministisch-lacanianische Theorie. Die Diversity-Ansätze werden jedoch zunächst erst einmal dargelegt und im Hinblick auf ihre erkenntnistheoretischen Ausgangspunkte diskutiert, ohne die eigene Perspektive daran anzulegen. Anschließend an diese Auseinandersetzung erfolgt eine Problematisierung der damit verbundenen theoretischen und zeitdiagnostischen Leerstellen (Kapitel 1.2.3). Diese ergeben sich zum Teil immanent aus den theoretischen Schwierigkeiten der Ansätze selber, sie werden aber auch schon im Vorgriff aus der hier eingenommenen feministisch-lacanianischen Perspektive diskutiert, die im darauffolgenden Kapitel (2) ausgearbeitet wird.

1.1 **Machtvoll statt profitabel? Diversity Management als das Andere der Machtkritik**

Eine zentrale Kritik gegenüber dem Label Diversity gilt seiner marktförmigen Ausrichtung, die sich u.a. in Diversity-Management-Ansätzen ausdrückt.

Diversity Management scheint dabei so grundsätzlich dem professionellen Selbstverständnis der Autor_innen zu widersprechen, dass eine Abgrenzung gegenüber der damit verbundenen Profitorientierung einen festen Bestandteil des fachlich-wissenschaftlichen Diskurses bildet, wenngleich diese Kritik nicht immer großen Raum einnimmt, sondern oft eher programmatisch hinzugefügt wird.

Eine solche Abgrenzung von Diversity Management ist in Rudolf Leiprechts diversitätsbewusster⁴ Sozialpädagogik zu finden. Eher allgemein problematisiert er in seinen Annäherungen an eine diversitätsbewusste Sozialpädagogik die umstandslose Übernahme wirtschaftlicher Logiken in Erziehungs- und Bildungsorganisationen und in die entsprechenden Disziplinen:

[...] viele Pädagoginnen und Pädagogen, die Diversity-Prinzipien aufgreifen, [beziehen sich] auf Ansätze aus dem Bereich von Betriebswirtschaft und Wirtschaftsunternehmen [...] (so etwa Gather Thurler 2006, 5; Sielert 2006, 7). Dies ist nicht unproblematisch. Deutlich muss sein, dass im Wirtschaftsbereich und im Bereich von Erziehungs- und Bildungswissenschaften Ansätze des Managing Diversity bei aller Ähnlichkeit doch auf unterschiedlichen Grundlagen aufbauen und mit unterschiedlichen Logiken und Handlungsvoraussetzungen zu tun haben. Im Wirtschaftsbereich steht der so genannte **Business Case** im Vordergrund: Managing Diversity muss zur Förderung von Geschäftsinteressen bzw. zur Gewinnmaximierung beitragen, darf diese zumindest nicht behindern. (Leiprecht 2011a, S. 17f., Herv. i. O.)

Die Diversity-Management-Ansätze werden von Leiprecht nicht grundsätzlich als Strategie für Organisationen der Erziehung und Bildung abgelehnt. Für ihn sollte Diversity Management im Kontext von Erziehung und Bildung jedoch nicht ausschließlich einer betriebswirtschaftlichen Logik folgen: »Anders als bei der Führung eines Wirtschaftsunternehmens sollten in Organisationen der institutionalisierten Erziehung und Bildung bei **Managing Diversity** Ziele wie **Chancengleichheit** und **Soziale Gerechtigkeit** im Vordergrund stehen« (ebd., S. 18, Herv. i. O.). Damit stellt Leiprecht ökonomischen Profitlogiken eine Orientierung an Gerechtigkeitszielen gegenüber. Sein Entwurf

4 Leiprecht verwendet die Begriffe Diversity und Diversität synonym bzw. häufig auch im Doppelpack ›Diversity/Diversität‹ (vgl. Leiprecht 2011a).

einer diversitätsbewussten Sozialpädagogik fußt auf diesem Ziel sozialer Gerechtigkeit, das über den Verweis auf Lothar Böhnisch, Wolfgang Schröer und Hans Thiersch in eine professionstheoretische Tradition gestellt wird, die Soziale Arbeit im Sinne einer Hilfe zur Lebensbewältigung an Gerechtigkeitsziele bindet (vgl. Leiprecht 2011a, S. 19).

Einen noch zentraleren theoretischen Stellenwert für seine Gerechtigkeitstheoretische Perspektive nimmt seine Perspektive der Differenzlinien ein, die er hier ebenfalls bereits ins Spiel bringt, um sie der Orientierung am *Business Case* gegenüberzustellen. Ohne an dieser Stelle bereits Leiprechts Modell der Differenzlinien genauer zu erläutern (vgl. dazu Kapitel 1.2.1), kann konstatiert werden, dass Leiprecht im Differenzlinienmodell einen Gegenentwurf zu einer ökonomischen Lesart von Differenz sieht. Denn statt um Profit gehe es hier um »soziale[...] Ungleichheiten, Benachteiligungen, Diskriminierungen und Ausgrenzungs- und Zuschreibungsmuster[...] [...], die entlang spezifische[r] Differenzlinien wie Geschlecht, Ethnizität und Klasse verlaufen« (ebd.).

Dass Leiprecht eine solche Perspektive der Differenzlinien für eine diversitätssensible Sozialpädagogik für geeigneter hält als die Diversity-Management-Ansätze, wird an zwei Kritikpunkten, die er dem Diversity Management gegenüber formuliert, deutlich: Zunächst kritisiert Leiprecht die Diversity-Management-Ansätze dahingehend, dass mit ihnen häufig eine Essenzialisierung und Stereotypisierung verbunden sei, etwa wenn bestimmten Gruppen bestimmte Potenziale oder Ressourcen zugeschrieben würden (vgl. ebd., S. 18). Stattdessen sollten ihm zufolge Macht und Ungleichheit stärker in den Fokus gerückt werden. Leiprechts Perspektive auf Differenzlinien bietet insofern eine Alternative dazu, als in ihr nicht nur Fragen nach Macht und Ungleichheit aufgeworfen werden, sondern auch der Kritik an Essenzialisierung darin eine zentrale Bedeutung zukommt, ist doch Leiprechts zentrales Anliegen genau die Hinterfragung essenzialistischer Vorstellungen sowie der damit verbundenen Machtverhältnisse (vgl. dazu Kapitel 1.2.1).

Des Weiteren wird Diversity Management darin kritisiert, dass Kategorien wie soziale Klasse und soziale Schicht in diesem Ansatz dethematisiert blieben (ebd.). Auch in diesem Punkt dient Leiprecht die Perspektive auf verschiedene Differenzlinien als Gegenentwurf. So taucht Klasse dort als eine Differenzlinie (neben anderen) auf. Des Weiteren verweist er in seiner diversitätsbewussten Sozialpädagogik immer wieder auf die Bedeutung materieller Verhältnisse. Auch diese Verweise können somit als Gegenentwurf zu

einer Profitorientierung gelesen werden. Sie gehen aus seinen Anknüpfungen an die Kritische Psychologie Klaus Holzkamps hervor. Im Anschluss an Holzkampf betont Leiprecht, eine diversitätsbewusste Sozialpädagogik fokussiere das Verhältnis zwischen Subjekt und Gesellschaft bzw. zwischen Makrostruktur und Individuum (Leiprecht 2011a, S. 39) auf eine Weise, in der das »einzelne Individuum nicht völlig losgelöst von der Geschichte, den materiellen Verhältnissen, den Strukturen, den Diskursen, den Gruppenbeziehungen, den Zuschreibungsmustern – kurzum: den konkreten sozialen Kontexten, in denen es sich befindet – gedacht werden [kann]« (ebd.).

Nicht zuletzt sind die intersektionalen Perspektiven auf Differenzlinien zu nennen, die Leiprecht als weiteren theoretischen Bezugspunkt für eine diversitätsbewusste Sozialpädagogik wählt und die ebenfalls als Versuch gelesen werden können, diese stärker an Zielen der Gerechtigkeit anstelle von Profitlogiken auszurichten. Im Anschluss an das Konzept der Intersektionalität ist es die Verortung einer diversitätsbewussten Sozialpädagogik in einer bewegungspolitischen Tradition, durch welche diese den Diversity-Management-Ansätzen entgegengesetzt wird. So ist bei Leiprecht eine teilweise etwas linear erscheinende Erzählung bewegungspolitischer Entwicklungen von der Studentenbewegung über die Frauenbewegung bis hin zu intersektionalen Interventionen zu finden, die die heutige Perspektive auf verschiedene Differenzlinien und ihre Wirkmächtigkeit erst ermöglicht hätten (vgl. ebd., S. 32-36).

Insgesamt lässt sich somit zusammenfassen, dass sich Leiprecht von Diversity Management im Hinblick auf dessen Profitorientierung, dessen Essentialismus sowie dessen Leerstelle im Hinblick auf Klasse abgrenzt und dagegen eine diversitätsbewusste Sozialpädagogik im Anschluss an das Differenzlinienmodell entwickelt. In Abgrenzung von den Diversity-Management-Ansätzen ist diese gerechtigkeitsorientiert, macht- und differenzkritisch, bewegungspolitisch inspiriert sowie anschlussfähig an Fragen nach ökonomischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Diversity scheint damit jedoch aufgespalten in ein eher neoliberales, marktformiges und gewinnorientiertes Diversity Management auf der einen Seite und ein kritisches, an Gerechtigkeit orientiertes, bewegungsnahes Diversity-Konzept auf der anderen Seite. Durch die Anbindung an bewegungspolitische Erzählungsmuster wird die diversitätsbewusste Soziale Arbeit darüber hinaus weniger als Teil eines wohlfahrtsstaatlichen Arrangements (vgl. Kessl 2013, S. 8f.) in den Blick genommen, vielmehr erscheint sie als ein Gegengewicht zu gesellschaftlich-wohlfahrtsstaatlichen Institutionen. Anders ausgedrückt scheint die »institutio-

nalisierte Erziehung und Bildung« (Leiprecht 2011b, S. 18f.), wenn sie Diversity-bewusst ausgerichtet ist, allein auf soziale Gerechtigkeit im Sinne der Adressat_innen gerichtet zu sein. Somit wird das Bild einer Bewegungs- und Adressat_innen-nahen Sozialen Arbeit entworfen, die sich anwaltschaftlich gegen Ökonomisierung und Funktionalisierung von Differenz einsetzt.

Eine ähnliche Aufspaltung zwischen ökonomischen und kritischen Diversity-Ansätzen ist bei Melanie Plößer und Paul Mecheril zu finden. In ihren gemeinsamen Arbeiten wird Diversity Management ähnlich wie bei Leiprecht in seiner utilitaristischen und profitorientierten Ausrichtung kritisiert. Als Prinzip der Personal- und Organisationsführung zielt Diversity Management allein auf den Nutzen der Unterschiede für den unternehmerischen Erfolg (Mecheril und Plößer 2011, S. 284). Sie heben zwar positiv hervor, dass derartige ressourcenorientierte Ansätze sich von einer Defizitperspektive verabschiedeten, dennoch seien diese letztlich blind gegenüber Ungleichheits- und Dominanzverhältnissen, ja mehr noch, sie verschleierte diese gar (ebd.). Dagegen stellen Mecheril und Plößer ihre differenz- und machtkritische Perspektive, die sie über drei theoretische Bezugspunkte sortieren: Neben der expliziten Bezugnahme auf Leiprechts sozialkonstruktivistische Perspektive der Differenzlinien und des *doing difference* (1) sowie den Bezügen auf Intersektionalität (2) bildet der dekonstruktiv ausgerichtete Bezug auf Differenzordnungen (3) eine darüber hinausweisende Alternative zu Diversity Management an (vgl. dazu Kapitel 1.2.2).

Besonders markant ist diese Aufspaltung in ihren jeweils eigenen Arbeiten zu finden. So grenzt Plößer etwa Diversity Management von einer Diversity-Politik ab, indem sie beide in zwei jeweils gänzlich unterschiedlichen Entwicklungstraditionen verortet. Das utilitaristische und ressourcenorientierte Diversity Management, das auf Effizienz und Gewinnziele ausgerichtet und stärker in Wirtschaft und Verwaltung verbreitet sei, wird einer Diversity-Politik gegenübergestellt, der es um die Beseitigung von Ungleichheiten und Ausgrenzung gehe (Plößer 2013, S. 258). Plößer sieht im Diversity Management zwar durchaus auch Möglichkeiten einer Verbesserung der Lebens- und Arbeitsverhältnisse von Mitarbeiter_innen, Kund_innen und Klient_innen. Dennoch sei dieser Ansatz tendenziell blind gegenüber »spezifische[n] Macht- und Ungleichheitsverhältnisse[n], die mit den unterschiedlichen Differenzlinien verbunden sein können« (ebd.). Es ist daher die machtkritische Entwicklungslinie, in der sie das Potenzial von Diversity erkennt:

Sein Potential entfaltet der Diversity-Ansatz auch dadurch, dass er – an die machtkritische Entwicklungslinie der Diversity Politik anknüpfend – bestehende Diskriminierungen und Ungleichheiten der Subjekte in ihren Verwobenheiten zu erkennen und gegen diese vorzugehen sucht. (Plößer 2013, S. 266)

Auch Intersektionalität wird von Plößer aufgerufen, indem sie ihre eigene macht- und differenztheoretische Perspektive explizit an eine intersektionale (ebd., S. 263) sowie bewegungspolitische Tradition (ebd., S. 258) bindet. Anders als Leiprecht geht sie zwar nicht explizit auf Klasse als Leerstelle im Diversity Management ein. Dennoch ist auch in ihrer Perspektive die Forderung einer Berücksichtigung »strukturelle[r] Ungleichheiten« (ebd., S. 265) präsent. So wird betont, dass Ungleichheiten und Diskriminierungen nicht als individuelle Schicksale zu begreifen seien, sondern als Effekte gesellschaftlicher Strukturen und Differenzordnungen:

Fragen der Berücksichtigung sozialer Identitätspositionen werden deshalb im Diversity Ansatz auch mit kritischen Analysen sozialer Strukturen, mit Fragen nach gerechteren Lebensverhältnissen und mit einer Kritik von binär und hierarchisch organisierten Differenzordnungen verknüpft (vgl. Heite 2008; Mecheril und Plößer 2009). (Ebd., S. 263)

Damit sind ähnlich wie bei Leiprecht Verweise auf soziale Strukturen zu finden, vor deren strukturalistischen Engführungen Plößer allerdings warnt, und dies ganz ähnlich wie Leiprecht argumentierend, wenn auch aus einer anderen Perspektive, indem sie unterstreicht, Diskriminierung lasse sich »nicht allein mit Bezug auf strukturelle oder institutionelle Ungleichheiten erklären oder ändern. Vielmehr wird diese Diskriminierung erst durch eine strenge Entweder-oder Logik hervorgebracht« (ebd., S. 264). Im Vordergrund ihrer Perspektive steht somit die dekonstruktiv motivierte Frage nach machtvollen normativen Differenzordnungen sowie deren Ungleichheitseffekten (vgl. dazu Kapitel 1.2.2).

In Mecherils Arbeiten erfolgt die Aufspaltung von Diversity über die Begriffe emanzipatorisch vs. hegemonial. Das Diversity-Konzept birgt ihm zufolge einerseits emanzipatives Potenzial in sich, gleichzeitig sei es jedoch mit hegemonialen Effekten verknüpft (Mecheril 2007; Mecheril 2008). Damit stellt Mecheril die beiden Begriffe nicht einfach einander gegenüber, sondern legt in Diversity eine gewisse Gleichzeitigkeit beider Momente an; seine Bemühungen gehen entsprechend dahin, »[...] die hegemonialen Wirkungen des

Einschlusses durch ›Diversity‹ zu problematisieren und dadurch ›das emanzipative‹ Potenzial – damit ist hier recht schlicht gemeint: Verhältnisse, in denen Menschen würdevoller leben und arbeiten können – durch kritische Reflexion zu stärken« (Mecheril 2007).

Ausgangspunkt dieser kritischen Reflexion bildet eine machttheoretische Perspektive auf Differenzordnungen, die er als »Grundeinheit« (Mecheril 2008) seines Diversity-Verständnisses bezeichnet. Auch Mecheril stellt seine Perspektive in die Tradition kritischer Diskurse sozialer Bewegungen und hebt die intersektionale Frage nach dem »Zusammenspiel unterschiedlicher Subjektpositionen« (ebd.; vgl. auch Mecheril und Vorrink 2012) hervor. Aus dieser machtkritischen Perspektive heraus werden die Differenzinstrumentalisierung und die Profitorientierung im Diversity Management sichtbar:

Bezogen auf das ›Managing Diversity‹ kann man feststellen, dass durch entsprechende Ansätze einerseits eine gezieltere Rekrutierung des ›Humankapitals‹, andererseits die effizientere Abschöpfung menschlicher Leistungspotenziale möglich wird: wer nicht diskriminiert wird, arbeitet besser, und Schwarze Mitarbeiterinnen sprechen Schwarze Kundinnen profitabler [sic!] an: difference sells. Sobald nun der Unterschied nicht (mehr) Gewinn bringend eingesetzt werden kann, gerät er – dies ist im Rahmen der ökonomistischen Logik notwendig – aus dem Blick des ›Managing Business‹. (Mecheril 2007)

Im Managing Diversity werden somit Antidiskriminierung und Marktlogik miteinander verknüpft. Soll Antidiskriminierung nicht in den Dienst der Profitabilität gestellt werden, ist daher auch für Mecheril ein anderer, machtkritischer Diversity-Ansatz notwendig. Seine machtkritische Perspektive ist hierbei ähnlich wie bei Plößer einerseits auf die Machtmomente von Differenzordnungen gerichtet (vgl. Kapitel 1.2.2), andererseits formuliert er die Forderung nach einem Rückbezug auf Klasse und soziale Ungleichheit. In einem Aufsatz zu Diversity und Sozialer Arbeit, den er gemeinsam mit Andrea Vorrink verfasst hat, ist ein ganzes Kapitel der Kritik an Diversity gewidmet. Neben »Entpolitisierung« und »Essenzialisierung« werden darin auch »Profitabilität« und »Ökonomisierung« als Ausdruck einer neoliberalen Politik kritisiert (Mecheril und Vorrink 2012, S. 94-97). Mecheril und Vorrink beobachten in der Sozialen Arbeit insgesamt eine Ausblendung klassenbedingter Hierarchien und eine Kulturalisierung sozialer Ungleichheiten, die nicht im Rahmen neuerer sozialer Bewegungen, sondern eher im Kontext einer neoliberalen Politik zu verorten seien (ebd., S. 96). Dagegen fordern und praktizieren

sie einen Rückbezug auf strukturelle Ungleichheiten, in dem sie u.a. an die ungleichheits- und gerechtigkeits-theoretische Perspektive von Nancy Fraser und Catrin Heite anschließen.

Insgesamt lässt sich also auch für die Arbeiten von Plößer und Mecheril resümieren, dass sie das Bild einer machtkritischen Diversity-orientierten Sozialen Arbeit entwerfen, die auf Gerechtigkeit und bewegungspolitische Anliegen abzielt. Diese wird als Gegenpunkt zu einem neoliberalen Diversity Management gesetzt und darüber hinaus wird der Einbezug ökonomischer Ungleichheitsverhältnisse eingefordert. Im Gegensatz zu Leiprecht wird eine machtkritische Soziale Arbeit jedoch nicht allein als anwaltschaftlich und auf Soziale Gerechtigkeit hin orientiert verstanden. Wie sich in der Gleichzeitigkeit von ›hegemonial‹ vs. ›emanzipatorisch‹ bereits andeutet, lässt sich eine gerechtigkeitsorientierte Soziale Arbeit im Anschluss an die Perspektive der Differenzordnungen ihnen zufolge nicht in einer solchen Schärfe von ihrer herrschaftsstabilisierenden Variante abgrenzen. Denn für Plößer und Mecheril ist die Bezugnahme auf Differenz, »verstanden als Unterscheidung und Abweichung von einem Normalitätsmuster«, ein konstitutiver und damit »unhintergebarer Ausgangspunkt« (vgl. Mecheril und Plößer 2011, S. 279) Sozialer Arbeit, den es aus einer kritischen und gerechtigkeitsorientierten Perspektive auf Differenzordnungen zu reflektieren gilt.

Deutlich sind die Übereinstimmungen aller hier knapp dargestellten Abgrenzungen von einem profitorientierten Diversity Management. Diese Ähnlichkeiten betreffen die Bezüge auf bewegungspolitische Kontexte und auf sozialkonstruktivistische Theorieperspektiven auf Differenz. Auch wenn die Kritik an profitorientierten Diversity-Management-Ansätzen zweifelsfrei einleuchtet, stellt sich die Frage, inwiefern eine einfache Aufspaltung von Diversity-Ansätzen in ›gute‹, weil machtkritisch und bewegungspolitisch orientierte Ansätze einerseits und abzulehnende, weil neoliberale und profitorientierte Ansätze andererseits, überzeugt. Folgt man etwa der Zeitdiagnose Frasers, auf die sich insbesondere Mecheril explizit bezieht, erscheint eine solche Entgegensetzung alles andere als eindeutig. So geht Fraser davon aus, dass mit den theoretischen sowie politischen Verschiebungen, wie sie seit den 1970er-Jahren für soziale Bewegungen und Macht- und Ungleichheitstheorien konstatiert werden, gerade keine Klarheit mehr bezüglich deren kritischer Gegenposition zu neoliberalen Vernutzungen von Differenz besteht. Wie Mecheril und Vorrink treffend beschreiben, verortet Fraser die bewegungspolitischen und theoretischen Entwicklungen seit den 1970er-Jahren innerhalb einer kulturellen Wende. Ihre provokante These

diesbezüglich ist jedoch gerade, dass es eine Koinzidenz zwischen neoliberalen Erfordernissen und einer Kulturalisierung bewegungspolitischer Anliegen gibt, die eine »unglückliche Ehe« (Fraser 2006, S. 41f.) eingegangen seien. Sozialkonstruktivistische und dekonstruktive Perspektiven, wie sie von Leiprecht, Mecheril und Plößler vertreten werden, sind in diesem Sinne als solche kulturtheoretischen Ansätze zu verstehen und daher Teil des Gegenstands von Frasers Überlegungen, was zumindest die Frage aufwirft, inwiefern eine derartig scharfe Gegenüberstellung überzeugt. Auch die häufig herangezogene Intersektionalitätsdebatte lässt diesbezüglich keine eindeutigen Schlüsse oder Abgrenzungen zu. Bewegungspolitische Anliegen, insbesondere jene, die unter dem Stichwort Intersektionalität im wissenschaftlichen Mainstream etabliert wurden, werden in letzter Zeit innerhalb der Intersektionalitätsdebatte durchaus selbstkritisch im Hinblick auf ihr machtkritisches Potenzial diskutiert. So ist es gerade die Abkopplung intersektionaler Perspektiven von Fragen der Ökonomie und gesellschaftlichen Strukturzusammenhängen, die darin problematisiert wird. Denn waren die Anfänge der Thematisierung von ineinander verzahnten Herrschaftsverhältnissen in den 1970er- und 1980er-Jahren noch dezidiert auf strukturelle Verhältnisse bezogen (siehe z.B. Combahee River Collective 1982; Davis 1982; vgl. dazu auch King 1988, S. 69), wird für die gegenwärtige Diskussion um Intersektionalität angenommen, dass nicht nur Klasse, sondern auch Geschlecht und ›Rasse‹ nicht länger in Form gesellschaftlicher Strukturverhältnisse gedacht, sondern auf kulturelle mikrosoziologische Konstruktionen reduziert werden.⁵ Dies gilt in besonderem Maße für den *Doing-difference*-Ansatz, der sowohl für Leiprechts als auch für Plößlers und Mecherils Perspektive eine fundamentale Grundlage bildet. Patricia Hill Collins brachte die Kritik folgendermaßen auf den Punkt:

What's left seems to be an academic discourse that is increasingly characterized by an inordinate focus on how individuals construct their individual identities. Yet this emphasis on the ways that individuals perform or ›do‹ race or gender identities, for example, elides the much broader question of why spend so much time on individual identity at all. (Collins 2011, S. 103)

Es stellt sich daher die Frage, wie sich die von Leiprecht, Plößler und Mecheril zentral gesetzten Perspektiven auf Differenzlinien, Differenzordnungen und

5 Siehe zu dieser Kritik etwa Collins 1995; Collins 2011, S. 103; Klinger und Knapp 2013, S. 11; Knapp 2012, S. 418.

Intersektionalität, die im Folgenden noch genauer erläutert werden (Kapitel 1.2), dazu verhalten. Die allen Positionen gemeinsame Forderung nach einem Rückbezug sowohl auf ökonomische Verhältnisse als auch auf gesellschaftliche Strukturen kann durchaus als Reaktion auf diese Kritiken und als ein Bemühen darum gelesen werden, die eigene Perspektive entsprechend zu ergänzen. Offen bleibt jedoch bisher, wie genau ein solcher Rückbezug auf materielle Verhältnisse (Leiprecht) oder Strukturen (Plößler) auch theoretisch erfolgen kann. Bei Leiprecht scheint eine solche theoretische Vermittlung über seine Bezüge auf die gesellschaftstheoretisch angelegte holzkampsche Subjekttheorie zumindest potenziell auf.

Darüber hinaus bleibt bislang auch die Frage offen, wie eine machtkritische, Diversity-orientierte Soziale Arbeit die eigene wohlfahrtsstaatliche Eingebundenheit, aber auch das eigene Verhältnis zu bewegungspolitischen Kräften bestimmt. Antistaatliche Impulse unter Bezugnahme auf bewegungspolitische Gerechtigkeitsanliegen sind Sozialer Arbeit historisch gesehen durchaus nicht fremd (siehe dazu etwa Kapitel 2.4.1). Das Verhältnis zwischen sozialen Bewegungen und der wohlfahrtsstaatlichen Normalisierungsfunktion Sozialer Arbeit ist jedoch historisch gesehen mindestens als »konflikthaft« (Wagner 2009, S. 9) zu bezeichnen, was in den dargelegten Diversity-Ansätzen eher unterbelichtet bleibt.

Daher gilt es, die Machtkritik des Diversity-Diskurses genauer auf ihre theoretischen Prämissen hin zu untersuchen und sie nicht vorschnell in eine bewegungspolitische gegenkulturelle Entwicklungserzählung einzufügen. Es sollte jedoch auch nicht darum gehen, sie im Umkehrschluss vorschnell (mit Hilfe einer einfachen Einverleibungslogik) unter ökonomische Profitlogiken zu subsumieren. Vielmehr muss, über die beschriebenen, eher programmatisch gehaltenen Abgrenzungen hinaus, genauer geklärt werden, wie das konstruktivistische und dekonstruktive Macht- und Subjektverständnis aussieht und wie von dort aus das Verhältnis von Sozialer Arbeit und Macht konzipiert wird.

1.2 Machtkritik als Essenzialismuskritik

Die macht- und subjekttheoretischen Ausgangspunkte der diskutierten Perspektiven lassen sich anhand der zweiten Abgrenzungsbewegung erhellen. Diese Abgrenzungsbewegung gilt der Kritik an einem essenzialistischen Identitätsverständnis, das die Einzelnen auf ein bestimmtes Sein fixiert.

Machtkritischen Perspektiven folgend sind es insbesondere essenzialistische Identitätszuschreibungen, über die sich Machtverhältnisse (re-)produzieren und auch legitimieren. Gegen Vorstellungen von homogenen, etwa geschlechtlichen oder ethnischen, Identitäten geht es solchen Perspektiven daher darum, Identität nicht länger auf eine Essenz oder einen unveränderlichen Wesenskern zurückzuführen, sondern stattdessen ihre Kontingenz zu betonen. Einem essenzialistischen Identitätsverständnis wird ein kontingentes und vielfältiges Identitätsverständnis gegenübergestellt, das auf einen »angemessenen Umgang mit dem Zusammenwirken vielfältiger Identitäts- und Zugehörigkeitspositionen« (Mecheril und Vorrink 2012, S. 92) zielt, wie Paul Mecheril und Andrea Vorrink das gemeinsame professionelle Anliegen der pädagogischen Diskussionen um Diversity zusammenfassen. Wird die Abgrenzung von Diversity Management eher programmatisch und am Rande diskutiert, kann die Essenzialismuskritik in diesem Sinn als erkenntnistheoretisches Zentrum der machtkritischen Diversity-Perspektiven ausgemacht werden.⁶ Sie beruht auf einer sozialkonstruktivistischen oder/und auf einer dekonstruktiven Lesart von Differenz. In sozialkonstruktivistischer Lesart wird problematisiert, dass homogene Identitätskonstruktionen in alltäglichen pädagogischen Interaktionen vonseiten pädagogischer Fachkräfte vorgenommen würden. Folglich sei die pädagogische Praxis maßgeblich an der (Re-)Produktion von Machtverhältnissen beteiligt. Ein professioneller Umgang mit Vielfalt setzt entsprechend an der Reflexion der eigenen (essenzialistischen) Zuschreibungen und Konstruktionen an, wie im Folgenden an der Position von Rudolf Leiprecht verdeutlicht wird. In dekonstruktiver Lesart geht es ebenfalls um die Reflexion der Zuschreibungen seitens der pädagogischen Praxis, wenngleich hierbei binären Differenzordnungen ein bedeutenderer Stellenwert in Bezug auf die Interaktionen eingeräumt wird. Markant ist die in beiden Perspektiven geforderte Selbstreflexion im Sinne eines professionellen Fluchtpunkts angesichts von Machtverhältnissen.

6 Wie bereits angeklungen, verlaufen beide Abgrenzungsbewegungen nicht parallel, sondern werden auch in Verbindung miteinander gebracht, wenn z.B. ein Bereicherungsdiskurs über Vielfalt problematisiert wird, in dem die essenzielle Zuschreibung positiver Ressourcen in der Logik ökonomischer Nutzenkalküle erfolgt (vgl. Mecheril und Vorrink 2012, S. 96f.).

1.2.1 Die Macht der Konstruktionen: Die sozialkonstruktivistische Essenzialismuskritik

Wird gegen essenzialistische Vorstellungen die soziale Konstruktion von Identität betont, geschieht dies in der Diskussion um Diversity häufig über den Rekurs auf den *Doing-difference*-Ansatz. Nicht nur im Hinblick auf Diversity hat das *doing difference* eine beachtliche Verbreitung gefunden. So stellt Regine Gildemeister bereits für seinen Vorgänger, das *doing gender*, fest, dass dieses etwa in der Geschlechterforschung zum Synonym schlechthin für die Vorstellung der sozialen Konstruktion von Geschlecht geworden sei (Gildemeister 2010, S. 137). Das ethnomethodologische Konzept des *doing difference* von Candance West und Sarah Fenstermaker nimmt die Konstruktion sozialer Wirklichkeit in alltäglichen Handlungen in den Blick. Gegen Vorstellungen von Frauen und Männern als grundverschiedenen Wesen mit naturgegebenen Eigenschaften geht es dem *Doing-gender*-Ansatz um soziale Konstruktionsprozesse, die die Geschlechter als vermeintlich natürliche erst hervorbringen. Das Augenmerk wird auf das ›Tun‹ oder ›Machen‹ von Geschlecht im Alltag gelegt, die Konstruktionen werden in alltäglichen Interaktionen situiert. Selbstverständliche Rollenerwartungen und Zuschreibungen, alltägliche Darstellungen und Inszenierungen von geschlechtlichen Identitäten sind es, die Geschlecht dichotom und in Form eines asymmetrisch angeordneten Gegensatzpaares erst hervorbringen. Die Asymmetrie zwischen den Geschlechtern begründet sich in dieser Perspektive über die damit verbundene Norm- und Abweichungslogik, die die männliche Seite als Norm konstruiert und die weibliche Seite nur noch als Abweichung von dieser erscheinen lässt. Darüber hinaus wird auch eine Hierarchie darin gesehen, dass alle geschlechtlichen Identitäten, die sich nicht eindeutig in diese Kategorien einordnen lassen, abgewertet und ausgeschlossen werden, wie West und Zimmermann im Anschluss an Harold Garfinkel feststellen (West und Zimmermann 1987, insb. S. 133; West und Fenstermaker 1995; Fenstermaker und West 2001).

Unter der Annahme, dass dies nicht nur für Geschlecht gilt, sondern einen grundlegenden Mechanismus für verschiedene gesellschaftlich relevante Differenzen darstellt, ist das *doing gender* in die allgemeinere Bezeichnung des *doing difference* überführt worden. Differenz ist in diesem Sinn als interaktive Unterscheidungspraxis zu verstehen, die, verdichtet in institutionalisierten Ordnungsmustern von Norm und Abweichung, Ungleichheit und Herrschaft in vielerlei Hinsicht nach sich zieht:

Geschlechts-, Klassen- und ethnische Unterschiede werden in Interaktionsprozessen simultan erzeugt und resultieren in westlichen Gesellschaften in vielfältigen Formen sozialer Ungleichheit, Unterdrückung und Herrschaftsverhältnissen. (Fenstermaker und West 2001, S. 236)

Es ist dieses Anliegen der Integration verschiedener Differenzen in einen Ansatz, das den Anknüpfungspunkt zwischen *Doing-difference*-Ansätzen und Diversity-Ansätzen bildet. Geht es doch auch den Diversity-Ansätzen darum, verschiedene Identitäten und Zuschreibungen in den Blick zu nehmen. Auch wenn die diversitätsbewusste Soziale Arbeit von Rudolf Leiprecht neben dem *doing difference* weitere Theoriebezüge wie Intersektionalität im Anschluss an Kimberlé W. Crenshaw und die Subjektorientierung im Anschluss an die kritische Psychologie Klaus Holzkamps vorweist, wird seine Perspektive im Folgenden als genuin sozialkonstruktivistische *Doing-difference*-Perspektive eingeordnet. Seine Essenzialismuskritik ist einerseits aus allen drei theoretischen Perspektiven (*doing difference*, Intersektionalität, Subjektorientierung) formuliert, zugleich bildet die sozialkonstruktivistische Frage nach der Konstruktion und Zuschreibung von Differenz, so die im Folgenden dargelegte These, die theoretische Basis, von der ausgehend auch die intersektionalen Verschränkungen oder die subjektiven Möglichkeitsräume konzipiert werden.

Zunächst lässt sich allgemein sagen, dass sich ein antidiskriminierungspolitischer Schutz der Einzelnen vor verallgemeinerten Konstruktionen, welcher Art auch immer, als zentrales Anliegen von Leiprechts Essenzialismuskritik erweist. Seine Kritik entzündet sich immer wieder daran, dass vereinheitlichende und essenzialistische Konstruktionen von ›Großgruppen‹ (vgl. z.B. Leiprecht 2013, S. 192f.; Leiprecht 2012, S. 39) die einzelnen Individuen unter solche Konstruktionen subsumieren und diesen daher nicht gerecht werden, sondern im Gegenteil immer wieder dazu dienen, Ungleichheiten zu verfestigen. Indem Gruppen einander dichotom gegenübergestellt und als »*einheitliche* Größen mit einem unveränderbaren inneren Wesen dargestellt werden (sie werden also in der Vorstellung essenzialisiert)« (Leiprecht 2011a, S. 29, Herv. i. O.), dienen derartige Konstruktionen der Legitimation und Rechtfertigung von Benachteiligung und Ausgrenzung:

[...] oft finden sich in den Diskursen der Gesellschaft machtvolle Begründungen und Rechtfertigungen, die die Verantwortung [für Benachteiligung und Ausgrenzung, Anm. M. F.] in das ›Innere‹ der benachteiligten Subjekte selbst legen und durch essentialisierende Zuschreibungen flankieren, die

das jeweilige ›Innere‹ als biologisches oder kulturelles Resultat von Gruppenzugehörigkeiten behaupten. Die Betroffenen werden dann im Kontext von vereinheitlichenden Konstruktionen zu ›Großgruppen‹ wahrgenommen und unterschieden, also z.B. **die** Ausländer, **die** Türken, **die** Angehörigen des Islam, **die** Deutschen, aber auch **die** Schwulen, **die** Jugendlichen usw. Dabei geht es um Fremd- und Selbstzuschreibungen, die auf die Bedeutung von Geschlecht, sexueller Orientierung (also entlang von Homosexualität bzw. Heterosexualität), Familiensprache, Religion, Herkunft, Migrationshintergrund, Hautfarbe, sozialer Klasse bzw. Schicht, Alter und Generation und/oder geistiger und körperlicher (Nicht-)Beeinträchtigung verweisen. All diese Gruppenkonstruktionen tragen zu Differenzlinien bei, die häufig mit mannigfachen Problemlagen, Benachteiligungen und Negativbewertungen, aber auch – auf der jeweils ›anderen‹ Seite – Privilegien und Begünstigungen einhergehen. (Leiprecht 2013, S. 192f., Herv. i. O.)

Bei den essenzialisierenden Zuschreibungen handelt es sich folglich um biologische oder kulturelle Zuschreibungen gegenüber Einzelnen oder Gruppen, denen eine Wesenhaftigkeit unterstellt wird, etwa im Sinne einer vermeintlichen Natur der Frau, einer vermeintlichen Kultur der Türken usw. Ganz so wie West und Fenstermaker gehen auch Leiprecht und Helma Lutz davon aus, dass verschiedene Differenzlinien aus solchen dichotomen und essenzialistischen Konstruktionen hervorgehen, die mit hierarchischen Positionierungen und Ungleichheiten verbunden sind. Auch bei ihnen beschreibt die eine Seite die dominante und normalisierte Position, die andere die dominierte und abweichende (Leiprecht und Lutz 2009, S. 219f.). Das Modell der Differenzlinien ist weniger als eine einheitliche Theorie angelegt, sondern fußt auf verschiedenen theoretischen Annahmen, die für eine (unabgeschlossene) Liste von insgesamt 15 Differenzlinien formuliert werden.⁷ Dabei listen sie Kategorien wie Geschlecht, Sexualität, ›Rasse‹/Hautfarbe, Besitz und Klasse auf, denen entsprechend die »Grunddualismen« männlich vs. weiblich, hetero vs. homo, weiß vs. Schwarz, reich vs. arm und oben/etabliert vs. unten/nicht etabliert zugewiesen werden (vgl. dazu auch Lutz und Wenning 2001, S. 20). Die Ähnlichkeit zum *Doing-difference*-Ansatz ist nicht nur offenkundig, Leiprecht legt

7 Sprechen Lutz und Norbert Wenning von insgesamt 13 verschiedenen identitätsstiftenden Differenzlinien, gehen Leiprecht und Lutz von 15 Differenzlinien aus, wobei diese eher als Heuristik denn als abgeschlossene Liste verstanden werden können.

auch explizit das Prinzip der sozialen Konstruktion sowie den *Doing-difference*-Ansatz als sogenannten »Mindeststandard« für die Analyse der Differenzlinien und im Anschluss daran auch für eine diversitätsbewusste Theoriebildung fest (Leiprecht 2011a, S. 29f.). In der Tabelle theoretischer Mindeststandards, die Leiprecht und Lutz neben der Liste der Differenzlinien entwickeln, wird das Prinzip der sozialen Konstruktion gegen Essentialisierungen gestellt:

[...] der Konstruktionshinweis ist gerichtet gegen Essentialisierungen, etwa in Form von Naturalisierungen bzw. Kulturalisierungen; als konstruiert mit bestimmten Inhalten und Wertungen; als konstruiert auch in einer dichotomisierenden und hierarchisierenden Form. (Leiprecht und Lutz 2009, S. 222)

Das Prinzip der sozialen Konstruktion legen sie deshalb als Mindeststandard fest, weil es ihnen als einzig denkbare Möglichkeit erscheint, den biologischen und kulturellen Essentialisierungen etwas entgegenzusetzen (ebd., S. 221). Zusätzlich setzen sie die *Doing-difference*-Annahme als weiteren Mindeststandard für die Differenzlinienperspektive, denn das *doing*, etwa in Form eines *doing race/ethnicity*, stelle genau jenen Prozess der »kontinuierlichen routinierten Reproduktion von ›Rasse‹/Ethnie durch Handeln in Gesellschaften mit rassialisierenden/ethnisierenden Normalisierungsmustern« (ebd., S. 222) dar. Als weitere Mindeststandards sind in der Tabelle zu finden: Differenzlinien seien als »Makrofaktoren, Vorstellungen und Einordnungspraxen«, als »soziale Positionierung/als sozialer Platzanweiser«, als »Resultat von Macht- und Verteilungskämpfen«, als »Rechtfertigung/Legitimierung von Ausbeutung, Marginalisierung/Benachteiligung und/oder Gewalt« sowie als »Identifikationsmerkmal (Selbstzuschreibung vs. Fremdzuschreibung)« (ebd.) zu verstehen. Die Aspekte tauchen z.T. nur stichwortartig auf, es lässt sich dennoch vermuten, dass ihre theoretische Vermittlung ebenfalls sozialkonstruktivistisch zu verstehen ist und dem *Doing-difference*-Ansatz darin eine grundlegende Stellung zukommt. Zum einen legen Begriffe wie »Vorstellungen und Einordnungspraxen«, »soziale Positionierung«, »Selbst- und Fremdzuschreibung« eine sozialkonstruktivistische Herkunft nahe. Zum anderen werden andere Begriffe wie jener der »Makrofaktoren« nicht weiterverfolgt. An anderer Stelle spricht Leiprecht von den »Wirkungen der Makro-Strukturen, wie sie zum Beispiel auch kulturelle Systeme (mit ihren Werten, Normen, Bedeutungsmustern etc.) darstellen« (Leiprecht 2012, S. 40). Wenngleich das »zum Beispiel in diesem Zitat auf weitere Makrostrukturen verweist, ist es doch eher diese kulturelle Dimension im Sinne verfestigter Normalisierungsmuster, der Leiprechts theoretisches Interesse

gilt. Die Begriffe ›Macht- und Verteilungskämpfe‹ weisen zwar ebenfalls auf ökonomische Ungleichheiten hin, sie werden jedoch ebenso nicht weiter erläutert bzw. in der weiteren Analyse nicht verfolgt und haben daher keinen systematischen Stellenwert innerhalb des Differenzlinienmodells mit seiner Fokussierung auf ungleichheitsproduzierende Normalitätskonstruktionen. Ähnlich verhält es sich mit der diversitätsbewussten Sozialpädagogik: Als ihre theoretische Grundlage soll die gesamte Liste dienen, explizit Erwähnung finden jedoch nur das Prinzip der sozialen Konstruktion, das damit verbundene *doing difference* sowie die intersektionalen Überschneidungen (vgl. Leiprecht 2011a, S. 29f.).

Damit ist der zweite Theoriebezug, der gegen den Essenzialismus gestellt wird, angesprochen: die Intersektionalitätsperspektive. Im Anschluss an intersektionale Perspektiven wird ein komplexeres Verständnis des Ineinandergreifens verschiedener Konstruktionen unterstrichen. So gehe es um die ›Verschränkung‹ (ebd., S. 30) der konstruierten Differenzlinien und um die Frage, wie die Einzelnen bzw. auch Gruppen am Schnittpunkt der Differenzlinien situiert seien (ebd.). Statt einer Differenzlinie sollten daher stets ein ganzes Ensemble von Differenzlinien/Konstruktionen betrachtet und Differenzlinien in ihrem Wechselspiel analysiert werden (ebd., vgl. ähnlich auch Leiprecht und Lutz 2009, S. 221, und Leiprecht 2010, S. 100). Im Sinne einer solchen intersektionalen Erweiterung der Differenzlinien ist Intersektionalität damit ebenfalls sozialkonstruktivistisch angelegt.

Zuletzt ist als dritter Strang die Subjektorientierung zu nennen, mit der sich die Essenzialismuskritik gegen Strukturdeterminismen in Gesellschaftstheorien richtet. Leiprecht kritisiert einfache Ableitungsmodelle von Gesellschaftstheorien, die das Individuum lediglich als Ausdruck von Makrostrukturen betrachten. Solche Theorien reduzierten ebenfalls »das Individuum auf ein *determiniertes Wesen*« (Leiprecht 2011a, S. 39, Herv. i. O.). Auch hier steht also ein Essenzialismusvorwurf im Vordergrund, der jedoch etwas anders akzentuiert wird: Die Einzelnen werden in Gesellschaftstheorien zwar weniger auf eine bestimmte Natur oder Kultur, jedoch auf eine bestimmte Struktur festgelegt. Mit der Subjektorientierung der kritischen Psychologie von Holzkamp (ebd.; vgl. Holzkamp 1983) als drittem theoretischem Bezugspunkt ist Leiprecht um eine Vermittlung von gesellschaftlichen Verhältnissen und subjektiven Handlungs- und Veränderungsmöglichkeiten bemüht (Leiprecht 2011a, S. 39f.). Zentral hierfür ist der holzkampsche Begriff des subjektiven Möglichkeitsraums (vgl. Holzkamp 1983), mit dessen Hilfe Leiprecht sich von einem Strukturdeterminismus oder einem Ökonomismus distanziert. Gegen

einen Strukturdeterminismus sollten die Individuen Leiprecht zufolge »als solche« (Leiprecht 2011a, S. 8), d.h. auch in ihrem individuellen subjektiven Möglichkeitsraum, wahrgenommen werden. Damit wird das Individuum einerseits innerhalb gesellschaftlich strukturierter Bedingungen situiert, andererseits ergeben sich darin durchaus Handlungsmöglichkeiten für die Einzelnen (vgl. dazu bereits Kapitel 1.1). Die Individuen sind Leiprecht zufolge letztlich weder gänzlich frei (ebd., S. 39) noch gänzlich determiniert, sie können durchaus »ihre Geschichte selbst (mit-)machen und die Verhältnisse selbst (mit-)bestimmen« (Leiprecht 2001, S. 20):

Mit Einführung dieses Begriffs [des subjektiven Möglichkeitsraums, Anm. M. F.] geht es mir nicht darum, den gesamten Begriffsapparat der Kritischen Psychologie, der von Klaus Holzkamp und vielen anderen entwickelt wurde, zu übernehmen. Eine bescheidenere Adaption ist durchaus möglich, wobei ich dies hier nur andeuten kann: In den jeweils subjektiven Möglichkeitsraum gehen auch die Einteilungs- und Zuschreibungsmuster zu Geschlecht, sozialer Klasse, Ethnizität und Generation ein, ebenso wie die jeweilige körperliche Konstitution, die gesellschaftlichen Möglichkeiten und Einschränkungen, die sich daraus durch eine bestimmte Einrichtung der Verhältnisse ergeben, und die sozialen Bedeutungen, die damit verbunden sind. Gleichzeitig ist es der jeweilige Umgang mit diesen Bedingungen und Bedeutungen – das je eigene *doing ethnicity*, *doing gender*, *doing class* –, das [sic!] diesen Möglichkeitsraum verändert, also langfristig auch einschränkt oder erweitert [...]. (Leiprecht 2011a, S. 39f.)

An diesem Zitat wird sichtbar, dass es sich bei Leiprechts Adaption eher um eine sozialkonstruktivistisch-interaktionistische Interpretation des subjektiven Möglichkeitsraums von Holzkamp handelt, um einen Spielraum zwischen Zuschreibungsmustern und den jeweils eigenen *doings*. Denn der Möglichkeits- und Veränderungsraum, der zwischen Individuum und Gesellschaft bzw. genauer: Individuum und Differenzlinien vermitteln soll, wird von Leiprecht im »je eigenen doing« und der Frage verortet, wie den Einzelnen durch das *doing difference* ein Freiheitsraum gegenüber essenzialistischen Zuschreibungsmustern eröffnet werden könnte. Ein ähnliches Zusammenfallen des subjektiven Möglichkeitsraums mit der *Doing*-Perspektive lässt sich auch an anderen Stellen finden, etwa wenn die *Doing*-Perspektiven als unverzichtbar dafür angesehen werden, »Kontext und Subjekt miteinander zu verbinden« (Leiprecht und Haeger 2013, S. 111), oder dort, wo Leiprecht dafür plädiert, Intersektionalität um eine Subjektorientierung im Sinne

eines *Doing*-Ansatzes zu ergänzen, wengleich dies nicht ohne den Hinweis erfolgt, dass dabei gesellschaftliche Strukturen nicht vernachlässigt werden sollten (Leiprecht 2010, S. 100).

Somit handelt es sich bei Leiprechts Macht- und Subjektverständnis insgesamt um eines, das aus einer sozialkonstruktivistischen Perspektive des *doing difference* heraus formuliert ist. In einem Aspekt unterscheidet sich Leiprechts Perspektive der Subjektorientierung jedoch vom *doing difference*. Dies betrifft die Möglichkeit der Individuen, sich zu den Verhältnissen durch eine aufklärende Selbstreflexion ins Verhältnis zu setzen:

Das Subjekt hat in seinem subjektiven Möglichkeitsraum die Möglichkeit, sich ›So-und-auch-anders‹ (Holzkamp) zu verhalten, und für diese konkrete Alternative hat es auch eine eigene Verantwortung, wobei zur Selbstaufklärung dieses subjektiven Möglichkeitsraumes zwar unterstützend beigetragen werden kann, eine gültige Antwort kann letztlich jedoch nur das jeweilige Subjekt selbst geben. M.a.W: Es handelt sich beim ›Subjektiven Möglichkeitsraum‹ um einen sozial-psychologischen Begriff, einen Begriff, der die subjektiven Wahrnehmungs- und Deutungsmuster, Sinnstrukturen und Funktionalitäten im Verhältnis zum sozialen Kontext thematisiert und der Selbstklärung und Selbstreflexion dient. (Leiprecht 2011a, S. 40)

Diese Forderung nach der Aufklärung über die eigenen Zuschreibungen, die nicht aus dem *Doing-difference*-Ansatz abgeleitet werden kann, ist für die vorliegende Analyse der Interviews mit Diversity-sensiblen Fachkräften insofern bedeutsam, als sie einen Hinweis auf die pädagogische Aufgabe gibt, die einer diversitätswussten Sozialen Arbeit in einer Welt sozialer Konstruktionen zukommt. Die Kritik am Essenzialismus mündet hier in einen aufklärischen Impuls, der nicht nur an die Adressat_innen, sondern dezidiert auch an die Fachkräfte gerichtet ist. Soziale Arbeit wird, wengleich nicht wohlfahrtsstaatstheoretisch rückgebunden, so dennoch machttheoretisch als Reproduzentin essenzialistischer Konstruktionen verstanden. Die bewegungspolitischen Anliegen von Diversity und Intersektionalität erscheinen an dieser Stelle kaum als selbstverständliche Orientierungsfolien Sozialer Arbeit, im Gegenteil:

Adressat_innen Sozialer Arbeit werden häufig entlang dieser Kategorien eingeteilt, wobei auf vereinheitlichende Gruppenkonstruktionen wie ›**die** Unterschichtskinder‹, ›**die** Asozialen‹, ›**die** Ausländer‹, ›**die** Kopftuchmädchen‹, ›**die** Behinderten‹ usw. zurückgegriffen wird. Die Adressat_innen

bewegen sich in einem gesellschaftlichen Feld von Fremd- und Selbstzuschreibungen, und die entsprechenden Differenzlinien gehen oft mit mannigfachen Problemlagen, prekären Lebenslagen, Marginalisierungen und Negativbewertungen einher [...]. (Leiprecht und Haeger 2013, S. 100, Herv. i. O.)

Die Differenzlinien werden damit Leiprecht zufolge vonseiten der Sozialen Arbeit aktiv hergestellt und reproduziert. Genauer wird insbesondere der professionellen Praxis ein defizitärer Blick und ein mangelndes Bewusstsein gegenüber Diversität attestiert. Einerseits wird ihr eine Differenzblindheit, d.h. eine Nichtbeachtung von Differenzlinien, bescheinigt. Die diversitätswussten Perspektive richtet folglich die Forderung an die professionelle Praxis, Differenzlinien zu berücksichtigen:

Solche diversitätswussten Ansätze verlangen die Entwicklung einer **besonderen Aufmerksamkeit** für die genannten Differenzlinien, wobei davon ausgegangen wird, dass solche Unterschiede in historischen und gesellschaftlichen Prozessen, die mit bestimmten Konstellationen von Interessen, Macht und Dominanz verbunden waren, ›gemacht‹ wurden und zu u.U. folgenreichen Unterscheidungen führten. Differenzlinien sind jedenfalls bereits ›in der Welt‹ und in unterschiedlicher Weise bedeutungsvoll. Es wäre unangemessen, sie zu ignorieren. **Differenzblindheit** wäre völlig fehl am Platz und würde eher dazu führen, ungleiche und ungerechte Verhältnisse zu verfestigen. (Leiprecht 2013, S. 193, Herv. i. O.)

Dem wird jedoch hinzugefügt: »Gleichzeitig müssen wir uns jedoch im Klaren darüber sein, dass wir ›in‹ solchen Unterschieden leben und sie möglicherweise mit eigenen Unterscheidungen reproduzieren. Diese ›Verstrickung‹ ist selbstreflexiv zu bearbeiten« (ebd.; ähnlich Leiprecht 2011c, S. 7).

Machtvolle Unterscheidungen müssen damit zwar einerseits wahrgenommen werden, andererseits läuft jeder Bezug auf sie Gefahr, sie zu reproduzieren. Auf Letzterem liegt der Fokus von Leiprechts Machtkritik und damit auch der Schwerpunkt der diversitätswussten Sozialpädagogik. Der machtkritische Blick wendet sich den alltäglichen Zuschreibungen seitens der Professionellen zu, sie sind es, die ins Zentrum der Kritik rücken. Eine diversitätswusste Sozialpädagogik stellt sie vor die Aufgabe, die eigene ›Verstrickung‹ zu reflektieren, was meint: die eigene Positionierung und die damit verbundene »Mitgestaltung und Reproduktion der Verhältnisse«

(Leiprecht 2011a, S. 29f.) bzw. das je eigene *doing gender*, *doing culture* oder *doing ethnicity*.

In der Interaktion mit Adressat_innen geht es in der diversitätsbewussten Perspektive auch darum, dass Professionelle sich der eigenen sozialen Positionierungen bewusst werden und wechselseitige Zuschreibungen und Erwartungen, die mit verschiedenen sozialen Positionierungen verbunden einhergehen können, in kritischer Perspektive reflektieren. (Leiprecht und Haeger 2013, S. 102)

Das sozialpädagogische interaktive Alltagsgeschäft erhält damit ein bedeutendes Gewicht in der Reproduktion gesellschaftlicher Machtverhältnisse. Potenziell jede Interaktion und auch jede duale Zuschreibung wird unter Verdacht gestellt, auf ähnliche Weise Macht zu reproduzieren. Genau dies wäre aber zu befragen: Steckt hinter jeder Konstruktion und jeder Zuschreibung tatsächlich bereits die Macht des Essentialismus?

1.2.2 Die Gewalt der Setzungen: Die dekonstruktive Essentialismuskritik

Richtet sich Rudolf Leiprechts sozialkonstruktivistische Essentialismuskritik auf die interaktiven Zuschreibungsprozesse sowie auf deren jeweils subjektive Reflexionsmöglichkeiten, ist die dekonstruktive Essentialismuskritik von Paul Mecheril und Melanie Plößer erkenntnistheoretisch etwas anders gelagert. Auch Mecheril und Plößer gehen davon aus, dass die Bedeutungen, die Gegenständen zugewiesen werden, nicht auf ein inneres Wesen dieser zurückgehen. Sie erkennen in der »Zurückweisung der ›Natürlichkeit‹ der Differenz« (Mecheril und Plößer 2009, S. 204) sowie im »Interesse an der Analyse der als kontingent, und dadurch auch als prinzipiell wandelbar begriffenen Bedingungen von Differenz« (ebd.) das Gemeinsame sozialkonstruktivistischer und dekonstruktiver Perspektiven (ebd.). Einerseits schließen sie ebenfalls an den Sozialkonstruktivismus des *doing difference* an (vgl. Mecheril und Plößer 2011, S. 281; siehe etwa auch Plößer 2013, S. 261). Andererseits ist ihre Essentialismuskritik stärker im Anschluss an dekonstruktive Perspektiven begründet und weist damit theoretisch über den Sozialkonstruktivismus hinaus. Zwar stehen auch bei ihnen machtvolle Zuschreibungen im Fokus, jedoch werden diese nicht allein als soziale Konstruktionen betrachtet. Die dekonstruktive Essentialismuskritik liegt als Erkenntniskritik gewissermaßen eine Ebene tiefer als der Sozialkonstruktivismus des *doing difference*, der

an den sozialen Prozessen der Zuschreibung von Differenzen ansetzt. Mit Bezügen auf Jacques Derrida und Judith Butler, die insbesondere in Plößers Arbeiten ausgearbeitet sind, ist die dekonstruktive Essenzialismuskritik bei Mecheril und Plößer stärker auf die ontologischen Fundierungen der Konstruktionen bezogen. Im Folgenden soll jedoch gezeigt werden, dass die dekonstruktiven Perspektive von Mecheril und Plößer und das damit einhergehenden Macht- und Subjektverständnis letztlich in eine ähnliche sozialkonstruktivistische Erkenntnisperspektive eingebettet sind.

Zunächst sei kurz an die Essenzialismuskritik von Derrida und Butler erinnert, um von dort aus Mecherils und Plößers Position besser zu verstehen. Derridas sprachtheoretische Metaphysikkritik stellt das »Spiel der Differenz als Bedingung der Möglichkeit des Funktionierens eines jeden Zeichens« (Derrida 1988, S. 31) vor jede soziale Konstruktion. Gegen ein metaphysisches Ursprungsdenken, das die Bedeutung der Dinge auf eine ursprüngliche Substanz oder Essenz des Seins zurückführt, nimmt er im Anschluss an Ferdinand de Saussure die Struktur des differenziellen Zeichensystems zum Ausgangspunkt der Entstehung von Bedeutung.⁸ Statt auf ein Wesen der Dinge zurückzugehen, entsteht Bedeutung für ihn allein durch die Differenz der Zeichen zu anderen Zeichen: »In einer Sprache, im System der Sprache gibt es nur Differenzen« (ebd., S. 37, Herv. i. O.), schreibt Derrida. Folglich ist jeder Begriff nicht einfach ein Abbild der Wirklichkeit, sondern »seinem Gesetz nach in eine Kette oder in ein System eingeschrieben, worin er durch das systematische Spiel von Differenzen auf den anderen, auf die anderen Begriffe verweist« (ebd.). Sprache versteht Derrida damit nicht in erster Linie als Beförderungsmittel von Sinn oder Intentionen eines Bewusstseins (ebd., S. 293), sondern als differenzielles System der Signifikanten. Die klassische Einteilung des Zeichens in Signifikat und Signifikant, d.h. in die Bedeutung oder das Bezeichnete einerseits und das Lautbild oder das Bezeichnende als das materielle Element des Zeichens andererseits, wird von Derrida damit insofern gewendet, als er die Beziehung zwischen Signifikat und Signifikant mit Saussure auf den Kopf stellt: Statt anzunehmen, dass die Signifikate die bestimmende Dimension des Zeichens bilden, geht er von einem Vorrang der Signifikanten aus. Die Signifikanten gehen den Signifikaten als ›Spur‹ vor-

8 Siehe zur Dekonstruktion Derrida 1988; Derrida 1994; Derrida 2003. Eine sehr gute Einführung gibt Lüdemann 2011.

9 Vgl. zur Spur etwa das Kapitel »Die différence« in Derrida 1988, S. 29–52.

aus, als eine solche Spur verweisen sie jedoch lediglich auf weitere Spuren statt auf einen Ursprung. Susanne Lüdemann schreibt dazu:

Der Signifikant supplementiert etwas (die in ihm anwesende Abwesenheit eines Signifikats oder Gegenstandes), das gleichzeitig dem Bewusstsein doch nur durch ihn gegeben ist. Er ist insofern ein ›ursprüngliches‹ Supplement, aber ein solcherart gedachter ›Ursprung‹ kann eben nicht mehr als erfüllte Gegenwart und Ur-Sache im Sinne einer Logik der Präsenz gedacht werden. (Lüdemann 2011, S. 72)

Für diese Spur steht Derridas Neologismus der *différance*. Die verschiebende Bewegung der *différance* ist die ermöglichende Bedingung von Bedeutung, sie hat jedoch »weder Existenz noch Wesen« (Derrida 1988, S. 32) und begründet keine neue Ontologie oder Metaphysik: »Die *différance* ist der nicht-volle, nicht-einfache Ursprung der Differenzen. Folglich kommt ihr der Name ›Ursprung‹ nicht mehr zu« (ebd., S. 37). Die *différance* verweist auf die Polysemie der Zeichen, die Differenz zwischen Geschriebenem und Gehörtem, sie spielt mit den beiden Bedeutungen von *differer* als Abweichung/Unterschied und als zeitliche Abweichung/Aufschub (vgl. Lüdemann 2011, S. 73f.). Sie deutet damit auf die räumliche und zeitliche Verweisungsstruktur der Zeichen, durch die Bedeutung niemals unmittelbar präsent sein kann. Bedeutung wird immer nur nachträglich zugewiesen, jedoch geht auch der nachträglich zugewiesenen Bedeutung keine Präsenz voraus, für die das Zeichen steht, denn für Derrida gibt es weder in der Vergangenheit noch in der Zukunft eine Präsenz der Sache selbst, sondern nur einen unauflösbaren Aufschub von Bedeutung (Derrida 1988, S. 37f.). Damit lässt sich mit Derrida streng genommen auch nicht mehr die klassische Aufteilung des Zeichens in Signifikat und Signifikant aufrechterhalten, denn diese bleibt noch der Vorstellung verhaftet, dass das Zeichen als Platzhalter dient, als Repräsentation einer aufgeschobenen Gegenwart (Lüdemann 2011, S. 75). Lüdemann bringt die Bewegung der *différance* daher folgendermaßen auf den Punkt:

Gegenüber diesem Modell des Zeichens als einem zwischen zwei Gegenwarten vermittelnden Platzhalter ist im Begriff der **différance** ein ebenso ›ursprünglicher‹ wie unaufhebbarer Aufschub gedacht, der weder in einer vergangenen noch in einer zukünftigen Präsenz der ›Sache selbst‹ je stillzustellen war oder sein wird: Es ist die Bewegung des Bedeutens selbst (als differenzielle Artikulation einer Signifikantenkette), die verhindert, dass irgendeine Bedeutung jemals in sich selbst zur Ruhe kommt oder sich jenseits

des Spiels der Differenzen aneignen lässt. Es gibt kein dem Spiel der Differenzen entgehendes (und insofern) transzendentales Signifikat. (Lüdemann 2011, S. 76, Herv. i. O.)

Diese Unabschließbarkeit und die permanente Verschiebung von Bedeutungen aufgrund der *différance* bilden einen entscheidenden Anknüpfungspunkt für die dekonstruktiv orientierten Diversity-Ansätze. Wichtig für die hier zu diskutierende Essenzialismuskritik ist daneben die performativitätstheoretische Auslegung dieses Spiels der permanenten Bedeutungsverschiebung im Verweisungszusammenhang der Signifikanten. Derrida recurriert hierfür auf John Austins Sprechakttheorie und erhebt Austins Ausnahmefall performativer Äußerungen und ihres Misslingens im Falle unernerster Wiederholungen zur allgemeinen Regel jeder Äußerung (vgl. Derrida 1988, S. 298-311). Statt das Zeichen auf die Intentionen der Sprecher_innen zurückzuführen, sieht Derrida das Zeichen als maßgeblich durch seine Iterabilität strukturiert an. Das heißt, jedes Zeichen muss notwendig iterierbar sein, es funktioniert durch seine zitathafte Wiederholung: »Was wäre ein Zeichen (*marque*), das man nicht zitieren könnte? Und dessen Ursprung nicht unterwegs verlorengehen könnte?« (ebd., S. 304). Die unabschließbare Verschiebung von Bedeutung ist damit in der performativen Zitation angelegt, die niemals gelingt, da die Zitation niemals mit einem (vermeintlich) ursprünglichen Zeichen, auf das sie recurriert, identisch sein kann. So kann ein Zeichen etwa

[...] als Einheit zitiert, in Anführungszeichen gesetzt werden; dadurch kann es mit jedem gegebenen Kontext brechen, unendlich viele neue Kontexte auf eine absolut nicht satuerbare Weise erzeugen. Dies setzt nicht voraus, dass das Zeichen (**marque**) außerhalb von Kontext gilt, sondern im Gegenteil, dass es nur Kontexte ohne absolutes Verankerungszentrum gibt. (Ebd., Herv. i. O.)

Hieran schließen Butlers Überlegungen zur performativen Hervorbringung der Geschlechterdifferenz an, die die feministische Debatte um den Essenzialismus maßgeblich geprägt haben und auf die sich insbesondere Plößers Essenzialismuskritik bezieht. Butler nimmt diese unentwegte Verschiebung von Bedeutung, die niemals zum Abschluss kommen kann, auf und stellt sie gegen die Vorstellung vermeintlich natürlicher oder essenzieller Geschlechter. Sie schließt zunächst an Derridas poststrukturalistische Kritik an Saussures Verständnis von Sprache im Sinne einer geschlossenen Zeichenstruktur

an: »Durch diese Kritik verwandelt sich die Diskrepanz zwischen Signifikant und Signifikat in die operative uneingeschränkte **différance*** der Sprache, die alle Referentialität zu einer potenziell schrankenlosen Verschiebung macht« (Butler 1991, S. 70, Herv. i. O.).

Diese Kritik überträgt Butler auf feministische Identitäts- und Repräsentationspolitik (vgl. ebd., S. 15-22). Im Anschluss an Derridas performativitätstheoretische Überlegungen werden die Geschlechteridentitäten als über performative Äußerungen hervorgebrachte gedacht: »Hinter den Äußerungen der Geschlechtsidentität (**gender**) liegt keine geschlechtlich bestimmte Identität (**gender identity**). Vielmehr wird diese Identität gerade performativ durch diese ›Äußerungen‹ konstituiert, die angeblich ihr Resultat sind« (ebd., S. 49, Herv. i. O.).

Darüber hinaus verbindet Butler ihre performativitätstheoretischen Annahmen mit Michel Foucaults Diskursbegriff und liest die notwendige Iteration eines Zeichens machttheoretisch, indem sie annimmt, dass sich die Äußerungen über ihre Wiederholungen zu normativen Diskursen sedimentieren. So wird Performativität als jene »ständig wiederholende Macht des Diskurses [verstanden, M. F.], diejenigen Phänomene hervorzubringen, welche sie reguliert und restringiert« (Butler 1997, S. 22). Im Fokus ihrer Machtkritik steht damit die Verfestigung von Normen zu machtvollen Diskursen durch performative Äußerungen. Dort situiert Butler die (geschlechtliche) Subjektwerdung, wie sie am Beispiel des normativen Diskurses der heterosexuellen Matrix der Zweigeschlechtlichkeit zeigt (vgl. ebd., S. 32-41).¹⁰ In der heteronormativen Ordnung würden die Subjekte als Frau oder Mann hervorgebracht, weil diese Ordnung die Identifizierungsmöglichkeiten vorgibt und damit auf bestimmte Positionen beschränkt, während andere als zu verwerfende nahegelegt würden:

Dieser Prozess der ›Annahme‹ eines Geschlechts wird mit der Frage nach der **Identifizierung** und den diskursiven Mitteln verbunden, durch die der heterosexuelle Imperativ bestimmte sexuierte Identifizierungen ermöglicht und andere Identifizierungen verwirft und/oder leugnet. Diese Matrix mit Ausschusscharakter, durch die Subjekte gebildet werden, verlangt somit gleich-

10 Über Foucault hinaus versteht Butler das Subjekt zwar auch in einem psychoanalytischen Sinn als Identifizierung. Wie Slavoj Žižek herausgearbeitet hat, ist diese psychische Ebene bei Butler allerdings auch stark diskurs- und normtheoretisch interpretiert, wenn sie etwa die heterosexuelle Norm als jeder ›ursprünglichen Verwerfung‹ vorausgehend annimmt (vgl. Žižek 2001, S. 369-402).

zeitig, einen Bereich verworfener Wesen hervorzubringen, die noch nicht ›Subjekte‹ sind, sondern das konstitutive Außen zum Bereich des Subjekts abgeben. (Butler 1997, S. 23)

Die heterosexuelle und geschlechtliche Anrufung der Individuen zementiert damit nicht nur eine hierarchische Ordnung der zwei Geschlechter, sondern bringt diejenigen Positionen, die sich nicht in das binäre Schema der zwei Geschlechter fügen, in das Außen der Subjekte. Sie erhalten eine konstitutive Ausschlussfunktion für die Subjektwerdung überhaupt. Das Subjekt ist demnach »durch die Kraft des Ausschlusses und Verwerflichmachens konstituiert, durch etwas, was dem Subjekt ein konstitutives Außen verschafft, ein verwerfliches Außen, das im Grunde genommen ›innerhalb‹ des Subjekts liegt, als dessen eigene fundierende Zurückweisung« (ebd.).

Entsprechend situiert Butler ein subversives Veränderungspotenzial in der verschiebenden Zitation von Normen, in der verschiebenden Zitation von Identitäten, die ihre Bedeutung destabilisiert, denn das Funktionieren der Ordnung ist darauf angewiesen, dass sich die Individuen mit ihr identifizieren, ihre Identitäten immer wieder durch performative Äußerungen stabilisieren (vgl. ebd., S. 33): »Damit stellt sich die zentrale Frage, welche Form von subversiver Wiederholung das Regulierungsverfahren der Identität selbst in Frage stellen könnte« (Butler 1991, S. 59).

Von hier lässt sich nun Plößers dekonstruktive Kritik am Essentialismus verstehen.¹¹ Sie hat diese zunächst für das Geschlechterverhältnis bzw. im Hinblick auf die feministische Pädagogik formuliert (vgl. Plößer 2005). Mit Butler stellt Plößer zunächst die Annahme der performativen Kraft jeder Äußerung der essentialistischen Vorstellung einer (Geschlechter-)Identität gegenüber (vgl. ebd., S. 9): Gegen die Vorstellung, dass sich hinter den Begriffen Frau und Mann ontologische Wahrheiten oder natürliche Wesenhaftigkeiten (ebd., S. 97) verbergen, nimmt Plößer mit Butler an, dass diese vielmehr Ergebnis unzähliger Wiederholungen (geschlechtlicher) Normen seien, die sich zu normativen Diskursen sedimentiert hätten (ebd., S. 94-96). Die einzelnen Individuen würden »erst über das ordnungsgemäße Zitieren der

11 Plößers Perspektive auf Differenz beinhaltet insgesamt eine der elaboriertesten theoretischen Bestimmungen des Essentialismusproblems innerhalb des Diversity-Diskurses. In ihrem Buch »Dekonstruktion ~ Feminismus ~ Pädagogik« (Plößer 2005) ist die systematische Ausarbeitung der dekonstruktiven Perspektive auf Differenz zu finden.

Norm zum Subjekt« (Plößer 2005, S. 96). Die Zitation der zu Diskursen sedimentierten (geschlechtlichen) Normen bildet damit das wesentliche Element der Subjektwerdung. Plößer spricht in diesem Zusammenhang auch von einem Imperativ, der die Einzelnen zur geschlechtlichen Identifizierung aufrufe: »Sei ein Geschlecht, sei männlich oder weiblich!« (ebd., S. 92), so laute die wesentliche diskursive und machtvolle Forderung, die an die Einzelnen gerichtet werde. Die heterosexuelle Matrix als Rahmung erkenne dabei bestimmte geschlechtliche Positionen als normal und natürlich an und fordere die Individuen gleichzeitig dazu auf, andere Subjektpositionen jenseits dieser Matrix zu verwerfen (ebd.). Die Ausschlüsse von Identitäten jenseits der heteronormativen Ordnung bilden daher ganz im Sinne Butlers die eigentliche Grundlage jeder performativen Äußerung und sind somit konstitutiv für diese (ebd., S. 99f.). Ihre Machtförmigkeit erhalten die performativen Äußerungen durch diese festschreibende Wirkung auf eine bestimmte Norm oder auf ein Wesen sowie durch ihren Ausschluss von Identitäten jenseits dieser Normen. Plößer grenzt sich in diesem Punkt jedoch auch von Butler ab und kritisiert, dass diese den konstitutiven Ausschluss mit konkreten Anderen fülle und damit die symbolischen Anderen zu sozialen Anderen werden lasse, etwa zu konkreten Lesben und Schwulen (ebd., S. 134).¹² Allerdings kann Plößers eigene Position dem Vorwurf einer positiven Übersetzung des konstitutiven Außen in konkrete Identitäten selber nicht ganz entgehen. So taucht bei ihr Derridas und Emmanuel Levinas' »absolut Anderer« ebenfalls in Form konkreter Gestalten auf, etwa der lesbischen Frauen im Exil (vgl. ebd., S. 135-138, siehe auch Kapitel 1.2.3).

Vor dem Hintergrund dieser theoretischen Verortung erscheinen essentialistische Vorstellungen von Frauen und Männern nicht einfach nur falsch oder verkennen die eigentliche performative Hervorbringung der Geschlechter. Vielmehr sind sie macht- und gewaltvoll, weil sie an der Normierung und dem Ausschluss von Identitäten beteiligt sind. Sie dienen Plößer zufolge der »Verschleierung der Differenz als vermeintlich »natürliche«« (ebd., S. 9) und stabilisieren damit (hetero-)normative Ordnungen. Diese Verschleierung der Kontingenz und Performanz jeder Identität bezeichnet Plößer im Anschluss

12 Zudem kritisiert Plößer Butler in weiteren Punkten (vgl. Plößer 2005, S. 131-162). So kritisiert sie u.a. die Überantwortung des Widerstands an die verworfenen Anderen oder auch die Ausschließungen, die wiederum mit dem von Butler favorisierten Bündnismodell und den Queer-Politiken einhergehen, sowie die impliziten Voraussetzungen der Resignifikationsstrategien.

an Derrida auch als eine zweite Gewalt, die die erste Gewalt, die Urgewalt, begleite. Die erste Gewalt wohne jedem performativen Akt inne, da jede Setzung an sich grundlos sei (mit Derrida ist kein Sprechen und Handeln ohne an sich grundlose Setzungen möglich, Plößer 2005, S. 15f.). Als zweite Gewalt verberge der Essenzialismus diese eigentliche »Unbegründbarkeit jeder Begründung« (ebd., S. 61).

Welche Schlüsse folgen daraus für Pädagogik und Soziale Arbeit? Auch die dekonstruktive Essenzialismuskritik setzt sich, ähnlich wie in der diversitätsbewussten Sozialpädagogik gesehen, gegen Differenzblindheit ein. Gegen die Einwände, der dekonstruktive Feminismus von Butler verabschiede sich von der Kategorie Geschlecht per se (ebd., S. 12f.), sieht Plößer einen Bezug auf Geschlecht durch die feministische Pädagogik als notwendig an:

[...] so normierend der Bezug auf die Geschlechterdifferenz einerseits auch sein mag, so problematisch wäre eine Nichtbezugnahme andererseits [...]. Dass Geschlechteridentitäten als diskursive Effekte verstanden werden können, bedeutet nicht, dass diese irrelevant sind. Vielmehr handelt es sich bei diesen Effekten um durch normative Wiederholungen und Ausschließungen erzeugte Konstrukte sozialer Ungleichheit, die von den Subjekten aufgenommen und für ihre Selbstverständnisse identitätsbildend umgesetzt werden [...]. Und wiewohl die natürliche Eindeutigkeit dieser Differenz über die dekonstruktiven Ansätze in Frage gestellt werden kann, bleibt unbestritten, dass mit der Geschlechterkategorie Ungerechtigkeiten, Diskriminierungen und ungleiche Verfügbarkeiten von Ressourcen einhergehen. So gewaltförmig die feministischen Praxen aus dekonstruktiver Sicht deshalb einerseits auch sein mögen, so unverzichtbar erweisen sich diese auf der anderen Seite. (Ebd., S. 12)

An diesem Zitat wird bereits die Problematisierung jeglicher Bezugnahme auf Geschlecht deutlich: Aus dekonstruktiver Perspektive erscheint eine solche Bezugnahme zwar notwendig, aber immer schon als normierend und gewaltförmig. Ganz ähnlich wie in Leiprechts Problematisierung einer Nichtberücksichtigung von Differenzlinien wird hier einerseits Differenzblindheit mit dem Verweis auf Ungleichheiten und Diskriminierungen kritisiert, andererseits bildet die Bezugnahme auf Differenz selber die Ursache von Macht und Gewalt. So unausweichlich die notwendige pädagogische Bezugnahme auf und Setzung der Geschlechterdifferenz ist, so unumgänglich erscheint daher die essenzialistische Gewalt, die mit jeder (pädagogischen) Setzung von Bedeutung verbunden ist (vgl. ebd., S. 100f.). Auch wenn Plößer betont, dass

die zweite Gewalt keine notwendige Bedingung jeder performativen Äußerung sei, scheint diese zweite Gewalt des Essentialismus auf diese Weise mit der ersten Urgewalt in eins gesetzt zu werden, Essentialismus und Setzung fallen zusammen.¹³

An diesem Schluss ist für die folgende Analyse der Interviews mit Diversity-sensiblen Fachkräften nun interessant, dass daraus ebenfalls, wie bei Leiprecht, eine Hinwendung zur Reflexion der eigenen Setzungen folgt. Die Selbstreflexion einer dekonstruktiv orientierten Pädagogik vermag die Gewaltförmigkeit der Setzungen zwar nicht aufklärerisch aufzulösen, jedoch ist sie dem Ziel verpflichtet, sie in Form einer permanenten Selbstermahnung wenigstens ein Stück weit zurückzudrängen. Selbstreflexion wird daher auch in Plößers Dekonstruktion zentral gesetzt, sie richtet sich ähnlich wie in der diversitätsbewussten Sozialpädagogik insbesondere an das professionelle (und/oder feministische) Selbst. Die Reflexion der eigenen essentialistischen Setzungen ist das Ziel der dekonstruktiv motivierten Pädagogik bzw. eines solchen Feminismus:

Ein dekonstruktiv motivierter Feminismus ist ein ›**auf sich selbst** wendender Feminismus: (Wachter 2001: 41), ein Feminismus, der seine **eigenen** Begriffe und Kategorien, seine **eigenen** Argumentationsstrategien und Repräsentationsansprüche in Frage stellt und seine **eigenen** Ausschlüsse aufzudecken sucht. Dekonstruktiver Feminismus bedeutet nicht, die kritische Haltung gegenüber Ungleichheiten und Geschlechterhierarchien aufzugeben, sondern die Kritik selber als politisches Problem zu erkennen und infolgedessen auch die **eigene** Haltung kritisch zu hinterfragen [...]. Dekonstruktiver Feminismus bedeutet damit, die Suche nach naturalisierenden und normierenden Gewalten nicht allein auf allgemeine gesellschaftliche Strukturen und Diskurse anzuwenden, sondern auch auf **sich selbst**. (Plößer 2005, S. 111f., Herv. M. F.; vgl. dazu auch ebd., S. 13)

Galt Derridas Dekonstruktion noch vornehmlich den dominanten dichotomen Kategorien der abendländischen Philosophie, wendet sich Dekonstruktion nun bei Plößer über den Weg Butlers der Selbstkritik zu:

13 Ganz ähnlich fallen bei Mecheril und Plößer die Hervorbringung von Differenz und Ungleichheit zusammen: So konstatieren sie, dass jedes *doing difference* immer auch ein *doing inequality* beinhalte und an der Reproduktion der Verhältnisse beteiligt sei (vgl. Mecheril und Plößer 2009, S. 200f.).

Weil Dekonstruktion immer auch Selbstdekonstruktion bedeutet, das heißt eine Selbsterinnerung an die **eigenen** Gewalttätigkeiten, Ausschließungen und Substantialisierungen, ist sie eher als Mahnung zu begreifen, als eine Selbstermahnung, die der Politik oder Pädagogik ›Vorsicht!‹ zuzurufen scheint und die in der durch diesen Ruf möglicherweise ausgelösten Pause mit ihren Fragen verunsichern will. (Plößer 2005, S. 87, Herv. i. O.)

Eine solche »selbstreflexive[...] Wendung« (Plößer 2013, S. 267) richtet sich daher insbesondere auch an eine (feministische) pädagogische Praxis. Ihre Perspektive zielt auf einen »Praxistransfer« (Plößer 2005, S. 17) dekonstruktiver feministischer Theorien, den Plößer am Beispiel des Parteilichkeitspostulats diskutiert (ebd., S. 163-229). Dekonstruktion wird darin als konkretes Werkzeug der Reflexion für die pädagogische Praxis vorgeschlagen: »Die Dekonstruktion kann damit als Reflexionswerkzeug von Praxis dienen, nicht als neues Praxiskonzept. Ihre Stärke liegt in der unablässigen Selbstermahnung, nicht in der Formulierung neuer (pädagogischer oder politischer) Postulate« (ebd., S. 157).

Plößers und Mecherils Positionen treffen sich in diesem Anliegen einer kritischen Reflexion der eigenen machtvollen Setzungen und essenzialistischen Zuschreibungen, das sie in die Diversity-Debatte gemeinsam einbringen. Zur Einordnung von Mecherils Position ist vorab zu bemerken, dass sich seine Arbeiten weniger in der feministischen Pädagogik, sondern in der Migrationspädagogik verorten lassen. Seine Position weist damit etwas andere theoretische Bezüge als die von Plößer auf. So stehen seine Politik und Pädagogik der Mehrfachzugehörigkeit bzw. der »Unreinheit« (Mecheril 2009) in der Tradition der Cultural Studies sowie der Migrations- und Rassismusforschung. Zudem äußert sich Mecheril gegenüber der Dekonstruktion auch immer wieder skeptisch (vgl. Mecheril 2003, S. 398f.; Mecheril 2009, S. 58f.). Sein Einwand gegenüber dekonstruktiven Strategien gilt ihrer Konzentration auf Ordnungsfragen (Stabilisierung vs. Verflüssigung von Ordnungen), die ihm zufolge den Alltag der Subjekte zu wenig berücksichtige (ebd.). Auch problematisiert er das dekonstruktive Ideal der Hybridität als akademische Illusion, die die alltagsweltlichen Identitäten und Bedingungen ignoriere (ebd.). Dennoch weist seine Perspektive starke dekonstruktive Bezüge auf. Seine Figur des Mehrfachzugehörigen kann als dekonstruktive Figur *par excellence* gelten, steht diese doch nicht etwa allein für »die Zugehörigkeit der Unzugehörigen, den Inländerstatus der Ausländerinnen« im Sozialen, sondern auch für »das Deplazierte, den Ort der Ortlosigkeit« (Mecheril 2003, S. 402) selbst.

Als drittes Element, das sich nicht in schematische Binaritäten einfügt, zeigt sich in der Mehrfachzugehörigkeit die dekonstruktive Möglichkeit der Hinterfragung essenzialistischer Vorstellungen von Identitäten (Mecheril 2003, S. 402f.). Zugleich wird diese Figur der Mehrfachzugehörigkeit, ähnlich wie in Plößers Lesart von Butler, zu einem konkret beobachtbaren Phänomen im Sozialen: Mecherils Interesse gilt den »konkrete[n] und empirisch gegebene[n] Phänomene[n] der Uneindeutigkeit« (Mecheril 2008).

In ihren gemeinsamen Aufsätzen zu Differenz und Diversity stellen Mecheril und Plößer ihrer Differenzdefinition zunächst das Differenzlinienmodell und den *Doing-difference*-Ansatz voran. Im Anschluss an Helma Lutz und Norbert Wenning definieren sie Differenzen zunächst als Ergebnis sozialer Konstruktionen. Diese Konstruktionen sind ihnen zufolge binär und hierarchisch organisiert. Sie führten zu machtvollen Identitätszuschreibungen entlang von Normalität und Abweichung, womit Abwertungen der von etablierten Normvorstellungen abweichenden Identitäten verbunden seien sowie ein Zwang, sich in diesen binären Schemata eindeutig zuordnen zu müssen (Mecheril und Plößer 2009, S. 202f.). In diesem Sinn unterfüttern Mecheril und Plößer ihre Essenzialismuskritik zunächst sozialkonstruktivistisch. Auch nehmen sie, ähnlich wie Leiprecht, Bezug auf den Intersektionalitätsbegriff von Kimberlé W. Crenshaw. Anders als Leiprecht stellen sie anschließend jedoch den Begriff der Differenzordnungen ins Zentrum ihrer Überlegungen, der in Anlehnung an die dargelegten dekonstruktiven Bezüge formuliert wird:

Insofern mit der sozialen Unterscheidungspraxis, dem ›doing difference‹, immer auch aufgrund vorgängiger Unterscheidungspraxen [sic! auf] erzeugte Normen und Logiken Bezug genommen wird, ist es sinnvoll von Differenzordnungen zu sprechen. Differenzordnungen ergeben sich dadurch, dass die Differenzlinien einer binären Ordnungslogik folgen. (Mecheril und Plößer 2011, S. 281)

Die Differenzordnungen werden auf diese Weise mit dem *doing difference* verknüpft: Sie stellen einerseits eine ihnen vorausgehende binäre Ordnungslogik der Normen dar, andererseits sind diese Normen nur aufgrund vorgängiger Unterscheidungspraxen erzeugt. Damit werden die Differenzordnungen interaktionstheoretisch bzw. praxistheoretisch gedeutet und scheinen sich von den Ordnungen, wie sie von Leiprecht über den Begriff der Differenzlinien beschrieben werden, zunächst kaum zu unterscheiden. Anhand der drei Machtmomente, die die Differenzordnungen auszeichnen, lässt sich jedoch die etwas andere Akzentuierung erkennen. Die drei Machtmomente

werden als Konstitution der Subjekte durch Anrufung (1), als Hierarchisierung durch Norm- und Abweichungskonstruktionen (2) sowie als Zwang zur Eindeutigkeit innerhalb einer binären Logik (3) gebündelt.

Differenzordnungen sind erstens machtvoll, da in ihnen »die Individuen z.B. als Männer und Frauen, Arbeitslose oder Beschäftigte, Gesunde oder Behinderte angesprochen werden und durch diese Ansprachen geordnet, diszipliniert, sozialisiert, eben als Subjekte, als Männer oder Frauen, Gesunde oder Behinderte hervorgebracht werden« (Mecheril und Plößer 2011, S. 281). Somit gilt dieses erste Machtmoment der Hervorbringung der Subjekte durch die Ansprache und Anrufung innerhalb der Differenzordnungen. Die Differenzordnungen erhalten damit eine subjektstituierende Funktion. Ganz im Sinne Butlers, die in Anlehnung an Louis Althusser das Subjekt als über Anrufungen konstituiertes versteht, wird angenommen, dass die Individuen durch diese Ansprachen geordnet, diszipliniert und hervorgebracht werden.

Das zweite Machtmoment der Differenzordnungen sehen sie in der Hierarchisierung der binären Differenzlinien über die Konstruktion von Norm und Abweichung, die im Hinblick auf die damit verbundenen Identitäten zu Privilegierung bzw. Abwertung und Benachteiligung führe: »Innerhalb dieser Ordnung markiert die eine Identität (z.B. ›Heterosexualität‹, ›zivilisiert‹) die normale, anerkannte Position, die andere (›Homosexualität‹, ›nicht zivilisiert‹) gilt demgegenüber als das Andere, das Untergeordnete« (ebd., S. 282).

Gleicht dieses zweite Machtmoment der im *Doing-difference*-Ansatz angelegten Annahme der Norm- und Abweichungskonstruktionen, erinnert das dritte Machtmoment wieder stärker an die Position Butlers: Mecheril und Plößer heben hier den mit den Differenzordnungen verbundenen Zwang zur eindeutigen und essenziellen Zuordnung zu Kategorien hervor (Mecheril und Plößer 2009, S. 202f.). Wie bereits bei Plößers Butler-Interpretation herausgearbeitet, geht es hierbei darum, dass Macht und Gewalt in vereindeutigenden und essenzialistischen Vorstellungen von Identität situiert werden, die die Identitäten abwerten, die sich diesen binären Schemata nicht fügen:

Machtvoller Effekt dieser Entweder-Oder Ordnung ist, dass ein Zwang zur Eindeutigkeit besteht. Zugleich drohen solche Identitätspositionen abgewertet zu werden, die sich dieser Eindeutigkeit verweigern, die mehrfach zugehörig oder uneindeutig sind oder das klassifizierende und normierende Differenzdenken in Frage stellen [...]. (Mecheril und Plößer 2011, S. 282)

Mecheril und Plößer plädieren in diesem Sinne für eine Sensibilisierung gegenüber Identitäten, »die aus dem Rahmen (der dominanten Schemata

der Unterscheidung) fallen, Phänomene[n] der Mehrfachzugehörigkeit, des Grenzgängertums, der Hybridität und der Transkontextualität« (Mecheril 2004, S. 224, zitiert in Mecheril und Plößer 2009, S. 203). Soziale Arbeit befindet sich diesbezüglich jedoch in einem »unauflöslische[n] Dilemma, Differenzen auf der einen Seite anerkennen zu müssen und im Rahmen dieser Anerkennung auf der anderen Seite, normierend zu sein« (Mecheril und Plößer 2011, S. 286). Es ist daher auch aus ihrer gemeinsamen Perspektive nur konsequent, eine Reflexion dieses Dilemmas der Reproduktion normativer Ordnungen, das mit jeder pädagogischen Anerkennung einhergehe, einzufordern:

Die Anerkennung der anderen (z.B. die Anerkennung schwuler oder lesbischer Lebensformen) anerkennt sie als andere, die sie nur in einer hierarchischen Ordnung (z.B. Heterosexismus) werden konnten, wodurch paradoxerweise diese hegemoniale Ordnung bekräftigt und bestätigt wird. [...] Dieses dilemmatische Verhältnis – das sich in den »Differenzpädagogiken« besonders klar zeigt, aber nicht ein allein hier bedeutsames Verhältnis ist – kann nicht aufgelöst werden. Es ist konstitutiv für den Zusammenhang von Differenz und Pädagogik. (Mecheril und Plößer 2009, S. 206)

Die dekonstruktive Kritik am Essenzialismus wäre damit, wie schon in Plözers Position angeklungen, als alleinige Zurückweisung der Anerkennungsforderung fehlinterpretiert, vielmehr setzt ihre Reflexion ein permanentes Korrektiv der Anerkennung von Identitäten und Differenzen für die pädagogischen Professionellen ein. Die daraus abgeleitete Aufforderung zur kritischen Selbstreflexion zeichnet sich folglich nicht durch eine Überwindung der Machtverhältnisse mittels eines aufgeklärten Standpunkts aus. Sie grenzen sich eher durch die Einsicht in die Unhintergebarkeit der eigenen Setzungen von »unkritischen« Perspektiven ab, durch unentwegte Reflexionsbemühungen, die eine zumindest temporäre Öffnung der Identitäten ermöglichen sollen, indem Diversity als Teil einer Organisationskultur u.a. immer wieder zur Überprüfung der eigenen klischeehaften Fixierungen und Einengungen eingesetzt werden soll (Mecheril und Plößer 2011, S. 284f.). Insgesamt kann es folglich »nicht um den richtigen Umgang mit Differenz« (Mecheril und Plößer 2009, S. 196) gehen, sondern nur um die Erkenntnis unaufhebbarer pädagogischer Dilemmata sowie deren »kritisch-reflexive Thematisierung« (ebd.).

Damit stellt Diversity keinen »Königsweg« dar, sondern muss als soziale und politische Praxis verstanden werden, die selbst auf ihre ausschließenden Ef-

fekte zu betrachten ist und sich selbst hinterfragen muss, welche Vorstellungen durch Diversity-Ansätze befördert und welche Differenzzusammenhänge vernachlässigt werden. (Mecheril und Plößer 2011, S. 285f.)

Die Reproduktion von (essenzialistischer) Macht in pädagogischen Situationen erscheint damit aus einer solchen dekonstruktiven Perspektive insgesamt so omnipräsent wie unausweichlich. Sowohl die sozialkonstruktivistische Perspektive auf Differenzlinien als auch die dekonstruktive Perspektive auf Differenzordnungen ist letztlich durch die Annahme einer unendlichen Reproduktion essenzialistischer Macht im pädagogischen Alltag getragen. Dies soll im Folgenden einer Problematisierung unterzogen werden.

1.2.3 Essenzialismus als unendlich zu reflektierendes Problem? Theoretische und gegenwartsanalytische Problematisierungen

Anhand der dargelegten essenzialismuskritischen Ansätze werden die erkenntnistheoretischen Übereinstimmungen deutlich, die die disziplinäre Diskussion um Diversity-Ansätze trotz der aufgezeigten Unterschiede aufweist. Die hier als machttheoretisch ausgewiesenen Perspektiven sind in einer sozialkonstruktivistischen erkenntnistheoretischen Perspektive zu verorten. Für die diversitätsbewusste Sozialpädagogik Rudolf Leiprechts zeigt sich dies nicht nur darin, dass der sozialkonstruktivistische Ansatz des *doing difference* den theoretischen Hauptbezugspunkt bildet, sondern auch darin, dass weitere theoretische Bezüge ebenfalls eine sozialkonstruktivistische Interpretation erfahren, wie an der Subjekttheorie Klaus Holzkamps sichtbar wurde. Auch die dekonstruktive Perspektive von Melanie Plößer und deren gemeinsame Arbeiten mit Paul Mecheril konnten in einer sozialkonstruktivistischen Perspektive verortet werden. Zum einen, weil Plößer und Mecheril ihrem Differenzverständnis ebenfalls explizit eine sozialkonstruktivistische Perspektive voranstellen und das Differenzlinienmodell als Grundlage des eigenen Differenzverständnisses bestimmen. Zum anderen lässt sich auch für ihre dekonstruktiven Theoriebezüge argumentieren, dass es sich hier um eine konstruktivistische Lesart der Dekonstruktion handelt. Tove Soiland (2014) und Rita Casale (2014b) haben für die dekonstruktive Perspektive Judith Butlers aufgezeigt, wie diese Differenz im Wesentlichen auf Differenzkonstruktionen im Sozialen statt im Symbolischen zurückführt.¹⁴ Butler

14 So zeigt Casale für die Derrida-Interpretation Butlers, dass Butler Derridas *différance* auf der Ebene der (performativen) Bedeutungen und (Identitäts-)Konstruktionen

konzipiert das konstitutive Außen nicht im Sinne einer grundsätzlichen Abwesenheit, als eine sich entziehende Negativität, die jede Identität (jede Essenz) durchkreuzt, sondern das konstitutive Außen wird aus jenen positiv beschreibbaren Identitäten gebildet, die durch diskursive (heteronormative) Konstruktionen von Frauen und Männern im Sozialen entstehen. Gleiches ließ sich für Plößers Position zeigen: Das, was durch eine Identität verworfen oder verdrängt wird und damit das konstitutive Außen des Subjekts bildet, ist eine andere konkrete Identität im Sozialen, etwa die lesbische Frau im Exil; bzw. intersektional gewendet geht es um mehrere und verschiedene Identitäten, an deren Überschneidungen im Sozialen die Ausschlüsse produziert werden (siehe zum Symbolischen auch Kapitel 2.3).

Im Hinblick auf die dargelegten sozialkonstruktivistisch geformten Essenzialismuskritiken und ihre Einmündung in pädagogisch-professionelle Reflexionsanforderungen stellen sich nun mehrere Fragen, die sich zum Teil aus den angesprochenen immanenten theoretischen Bezügen selber, zum Teil aber auch aus der in der vorliegenden Arbeit eingenommenen subjekt- und machttheoretischen Perspektive ergeben, auf die hier bereits vorgegriffen wird (siehe ausführlich dazu Kapitel 2). Sie betreffen dieses Zusammenfallen der symbolischen und der sozialen Dimension und die daraus resultierende Annahme der Unausweichlichkeit essenzielistischer Macht. Zu betonen ist vorab, dass auch aus der hier eingenommenen Perspektive essenzielistische Zuschreibungen gegenüber den Adressat_innen problematisch erscheinen. Es kann folglich kaum um eine schlichte Zurückweisung oder gar Ablehnung einer solchen Kritik am Essenzialismus gehen. Auch die Fokussierung der Diversity-Ansätze auf den Macht- und Unterdrückungscharakter von Normen scheint angesichts der Relevanz eines repressiven Wirkens von Normen in der Sozialen Arbeit kaum unterschätzt werden zu können (vgl. dazu etwa die Beiträge in Kessl und Plößer 2010). Dennoch ist die im Diversity-Diskurs vorherrschende Essenzialismuskritik im Hinblick auf drei Aspekte zu problematisieren: Die Ineinssetzung von jeglicher Setzung und essenzielistischer Ordnungsreproduktion lässt Macht nicht mehr als Struktur sichtbar werden (1); die Ineinssetzung von Subjekt

nen ansiedelt und damit nicht länger in ihrer ontologischen Dimension betrachtet: »**Différance** steht nicht für den Unterschied zwischen Sein und Seiendem, zwischen Sinn und Bedeutung, zwischen Sache und Zeichen. **Différance** ist eine Differenz des Zeichens, welches die Bedeutung erst performativ stiftet« (Casale 2014b, S. 85, Herv. i. O.)

und Identität lässt die symbolische Dimension des Subjekts als Begehrendes unberücksichtigt (2); das sozialkonstruktivistische Macht- und Subjektverständnis bleibt gegenüber einem Wandel von Macht- und Subjektstrukturen tendenziell blind (3).

Zum ersten Punkt: Wie in Kapitel 1.1 gesehen, sind in den diskutierten Perspektiven durchaus Bemühungen zu erkennen, eine strukturelle Ebene jenseits eines strukturalistischen Determinismus wieder einzuführen, indem auf ökonomische Strukturen Bezug genommen wird. Die Problematisierung der Abwesenheit eines Strukturbegriffs in den Diversity-Ansätzen zielt jedoch nicht (nur) auf die ökonomische Dimension, bezüglich derer argumentiert wurde, dass ungeklärt bleibt, wie der eingeforderte Rückbezug auf gesellschaftliche Strukturannahmen auch theoretisch gestiftet werden könnte. Sondern sie betrifft (auch) die kulturell-symbolische Dimension, bezüglich derer sich eine solche Abwesenheit in der Annahme manifestiert, dass jede Setzung und jede Konstruktion per se essenzialistische und normierende Züge trage. Die sozialkonstruktivistische Verortung von Macht in den interaktiven Praktiken und die dekonstruktive Verortung von Macht im ›Spiel der Differenz‹ stehen hier vor dem gleichen Problem: Beide Positionen können nicht mehr angeben, welche Konstruktion, welche Bedeutungsproduktion nun Teil herrschaftsförmiger Strukturen ist und welche nicht (vgl. dazu auch Klinger 2003, S. 25f.). Der Umstand, dass jede Setzung oder jede Konstruktion als essenzialismus- und damit als machtvordächtig gilt, ist auf den Bedeutungsverlust struktureller Perspektiven zurückzuführen, wie er innerhalb der feministischen Theoriedebatten ausführlich und von verschiedenen Seiten aus diskutiert wurde. Insbesondere wurde er für das *doing difference* problematisiert,¹⁵ im Anschluss an Casale lässt sich dieser Bedeutungsverlust auch im

15 Siehe etwa Collins 1995; Fraser 2006; Fraser 2009; Soiland 2009; Casale 2014b. Candance West und Sarah Fenstermaker haben auf diese Kritik reagiert und betonen, dass sie die Differenzpraktiken nicht individualistisch denken, sondern ihnen eine ordnungsstiftende Funktion zuschreiben. Interaktionen würden nicht im luftleeren Raum stattfinden, Zuschreibungen etwa von Geschlechterrollen und -bildern verfestigen und institutionalisieren sich über die Zeit zu legitimierte normativen Differenzordnungen und Mustern (vgl. Fenstermaker und West 2001, S. 238, 244f.). Somit wird von übergeordneten institutionalisierten Erwartungsmustern ausgegangen, auf die zurückgegriffen wird, allerdings gehen diese erst aus den Interaktionen als verfestigte Muster hervor. Trotz dieses Einwands führen West und Fenstermaker die Differenzordnungen somit letzten Endes doch auf einen Effekt der einzelnen Praktiken zurück. Die interaktiven Konstruktionsprozesse bilden Quelle und Ursache der Differenzordnun-

Hinblick auf die dargelegte dekonstruktive Essenzialismuskritik zeigen: Er manifestiert sich in der sprachtheoretischen Fokussierung auf die Ebene der Setzungen, d.h. der Signifikate und Bedeutungsproduktionen, die die Ebene der Signifikanten vernachlässigt: »Der Poststrukturalismus emanzipiert sich von der Struktur, von dem Hauptsignifikanten und wendet sich den Differenzen in ihren fluktuierenden Assoziationsketten zu« (Casale 2014a, S. 157).

Für die Positionen von Mecheril und Plößler lässt sich daran anschließend argumentieren: Aufgrund ihrer sozialkonstruktivistischen Lesart der Dekonstruktion bewegen sie sich (allein) auf der Ebene der Bedeutungsproduktion/Signifikate, wodurch potenziell jede Bedeutungsfixierung immer schon der Reproduktion machtvoller Ordnungen in die Hände spielt. Macht und Herrschaft werden damit nicht mehr in einem Strukturprinzip ausgemacht, sondern allein in der Summe aller sedimentierten Bedeutungen und normativen Setzungen verortet (vgl. kritisch dazu auch Soiland 2010, S. 68).

Wie in Kapitel 2 noch entfaltet wird, weist die in dieser Arbeit verfolgte feministisch-lacanianische Perspektive zwar durchaus einen ähnlichen postsaussureschen Hintergrund wie die dekonstruktive Theorie Butlers auf. Damit nähert sie sich der Frage nach Macht- und Herrschaftsverhältnissen ebenfalls über ihre sprachlich-kulturelle Dimension. Die Stabilisierung oder Reproduktion einer symbolischen Ordnung wird allerdings im Unterschied zu den diskutierten Diversity-Perspektiven nicht in jeder stabilen Bedeutungsproduktion verortet. Wie im Folgenden noch deutlich werden soll, ist die analytische Unterscheidung zwischen Signifikat und Signifikant insofern hilfreich, als ein strukturelles Moment ausgehend von der symbolischen Ebene gedacht, also auf der Ebene der Signifikanten und ihrer grundsätzlich spaltenden Wirkung auf die Einzelnen ausgemacht wird. Macht und Herrschaft werden über diese Ebene der Signifikanten konzipiert, sie hängen aus einer lacanianischen Perspektive maßgeblich davon ab, welche Rolle den Signifikaten in einer Begehrensökonomie zukommt und inwiefern sie mit Herrensingifikanten verknüpft sind (vgl. zu den Herrensingifikanten Kapitel 2.3 & 2.6). Denn mit Herrensingifikanten sind dieser Perspektive folgend jene Signifikanten bezeichnet, die innerhalb einer Begehrensord-

gen, die institutionalisierte Seite der Ungleichheit wird lediglich als Effekt und Folge beschrieben, auch wenn sich diese anschließend wieder auf die Praktiken auswirkt (vgl. Fenstermaker und West 2001, S. 240).

nung jene sprachliche Lücke an Sinn zu füllen versprechen, die die Sprache grundsätzlich auszeichnet (vgl. dazu Kapitel 2.3).¹⁶

Zum zweiten Punkt: Der Unterscheidung zwischen der Ebene der Signifikate und der Ebene der Signifikanten folgend wird aus feministisch-lacanianischer Perspektive entsprechend auch unterschieden zwischen Identitäten, die auf der Ebene der Bedeutungen situiert sind, und dem Subjekt als Begehrendem, das aus dem spaltenden Moment der Sprache im Symbolischen hervorgeht. Werden Subjekt und Identität in eins gesetzt (siehe zu dieser Kritik Soiland 2014; Casale 2014b), so gerät nicht nur die Dimension des Begehrens aus dem Blick, sondern der Subjektbegriff verliert auch seine spaltende, unverfügbare, letztlich nicht im Sozialen positivierbare Dimension (vgl. Kapitel 2.3). Dies mag zunächst verwundern, da die diskutierten Diversity-Ansätze, insbesondere bei Mecheril und Plößer, immer wieder ausdrücklich auf die Gebrochenheit von Identitäten verweisen. Letztlich tendieren sie jedoch, wie bei Plößer gesehen, dazu, diese spaltende Dimension im Sozialen aufzulösen. Auf diese Unterscheidung zwischen Subjekt und Identität wird noch genauer einzugehen sein, an dieser Stelle lässt sich jedoch bereits konstatieren, dass in beiden diskutierten Diversity-Perspektiven das Subjekt und seine spaltende Dimension auf im Sozialen positiv vorhandene Identitätskonstruktionen und auf einen Umgang mit diesen beschränkt wird. Aus psychoanalytisch-lacanianischer Perspektive wäre die Spaltung des Subjekts dagegen nicht etwas,

16 Damit wird auch in der vorliegenden Arbeit keine dezidierte Analyse ökonomischer Strukturen geleistet. Jedoch lassen sich historisch spezifische Begehrendynamiken durchaus in einem spätkapitalistischen Kontext verorten (vgl. dazu Kapitel 4). Theoretische Anschlüsse einer solchen Perspektive auf das Begehren an Analysen ökonomischer Produktionsverhältnisse liegen durchaus vor. Zwar kann Lacan selber kaum als Gesellschaftstheoretiker bezeichnet werden, dennoch wird in der Lacan-Rezeption der sogenannten Ljubljana School einer solchen theoretischen Vermittlung von Kultur und Ökonomie nachgegangen. Im Fokus steht hier die Frage, wie sich die kapitalistische Produktion gerade die Unmöglichkeit des Genießens zunutze macht, wie die Dynamik des Mehrwerts sich an eine libidinöse Ökonomie des Mehrgenießens heftet (vgl. Zupančič 2006; Tomšič 2016). Auch aus feministisch-lacanianischer Perspektive liegen Versuche vor, Ökonomie und Kultur über das Begehren zu vermitteln. Luce Irigaray etwa hat in ihrem Text *Frauenmarkt* früh die Zirkulation der Frauen als Zeichen mit der Zirkulation der Waren und ihrer Aufspaltung in Gebrauchs- und Tauschwert in Verbindung gebracht (vgl. Irigaray 1979, S. 177-203). In jüngerer Zeit sind Soiland und Anna Hartmann dieser Idee weiter nachgegangen, indem sie die spezifisch spätkapitalistische Warenförmigkeit von Care mit gegenwärtigen Begehrendenökonomien der Geschlechter zusammenbringen (Soiland 2015; Hartmann 2020).

das durch multiple hybride Identitäten verursacht wird: Das, was durch ein (homogenes) Selbstbild verdrängt, verleugnet oder verworfen wird, ist nicht unbedingt eine abgewertete oder durch verschiedene soziale Situiertheiten durchkreuzte Identität; sondern es handelt sich um eine grundsätzliche Abwesenheit oder Negativität jeder Identität im Sozialen, die auf die grundsätzliche Unmöglichkeit verweist, »Herr im eigenen Haus« zu sein.

Zum dritten Punkt: Im Anschluss an Soiland lässt sich die unendliche Bearbeitung des immer gleichen Essenzialismusproblems letztlich als eine »Fixierung auf Essenzialismuskritik« (Soiland 2009, S. 17; vgl. auch Soiland 2010, S. 34-90) verstehen, die dazu tendiert, den Essenzialismus ahistorisch als unumstößliches Gesetz der Macht zu setzen. Die Geschichtlichkeit der Normen und des Essenzialismus, seine potenzielle Wandelbarkeit, bleiben hier unberücksichtigt (ebd., S. 77). Ein solches Argument lässt sich nicht nur mit feministisch-lacanianischen Perspektiven stützen. Gerade innerhalb der Sozialen Arbeit ist auf den grundlegenden Wandel der Bedeutung normierender Konstruktionen aufmerksam gemacht worden (vgl. dazu auch Kapitel 2.4.2.). Mit Franz Bettmer lässt sich sagen, dass insbesondere die moralische Unterscheidung zwischen Norm und Abweichung zunehmend ihre gesellschaftsintegrative Legitimation verliert und infolgedessen auch vonseiten der Sozialen Arbeit mehr und mehr abgelehnt wird (Bettmer 2011, S. 6). Auch wenn Bettmer zu dem Schluss kommt, dass diese Unterscheidung damit nicht völlig bedeutungslos für Soziale Arbeit geworden ist (ebd.), geht er im Zuge der Verbreitung kritischer Theorieperspektiven von einer Legitimationskrise von Norm und Abweichung als normativen Bezugspunkten aus, in der »der zentrale Anspruch einer moralischen Unterscheidung von A/N [Abweichung/Norm, Anm. M. F.] geschwächt« (ebd., S. 5) werde, weshalb er zu dem Schluss kommt: »Als Ergebnis dieser Entwicklungen wird die individuelle Konstitution von Identitäten zunehmend in die Verantwortung der Subjekte zurückgegeben und von Bindungen an gesellschaftliche Ordnungserfordernisse und moralische Regeln befreit« (ebd.).

Das Brüchigwerden der Orientierung an einer klaren Norm- und Abweichungslogik ist von vielen Seiten aus beobachtet worden. Hauke Brunkhorst und Heinz Sünker diagnostizieren bereits in den 1980er-Jahren eine Zersetzung der traditionellen Orientierung an Normalität und Abweichung: »[...] die klassische soziale Topik traditioneller Sozialarbeit, die Unterscheidungen von Normalität und Abweichung, von Hilfe und Kontrolle, von Subjekt und Objekt geraten ins Wanken und werden zersetzt« (Brunkhorst und Sünker 1985, S. 122). Andreas Schaarschuch zufolge ist die klassische Beschrei-

bung der Funktion Sozialer Arbeit als »Gewährleistung durchschnittlich erwartbarer Identitätsstrukturen« (Olk 1986, S. 12) aufgrund ökonomischer Transformationen, der Erosion des Normalarbeitsverhältnisses sowie der ›Krise der Arbeitsgesellschaft‹ grundsätzlich infrage gestellt (Schaarschuch 1999, S. 544f.). Aber auch die etwas später einsetzenden machtanalytischen Perspektiven von Fabian Kessl und Susanne Maurer (vgl. Kessl 2005; Maurer 2006), die der Machtkritik der Diversity-Ansätze vielleicht zunächst näher zu stehen scheinen, beschreiben eine Transformation der normierenden Normalität als des bisherigen Bezugspunkts der Sozialen Arbeit angesichts eines »neoliberale[n] Spiel[s] der ›Freiheit und Flexibilität‹« (ebd., S. 242). Die Frage, die sich daher auch im Anschluss an derartige Diagnosen an die Diversity-Ansätze stellt, ist, wie sie solche gegenwärtigen Veränderungen, die kaum noch in Form eines ›älteren‹ Essenzialismus verstanden werden können, in ihrer Machtförmigkeit zu berücksichtigen vermögen. Die professionellen Akteur_innen Sozialer Arbeit scheinen in der Essenzialismuskritik wie festgeschrieben auf die unendliche Wiederholung einer Orientierung an einer immergleichen Norm-und-Abweichungs-Logik, die in eine entsprechende unendliche Reflexionsaufforderung gegenüber der professionellen Praxis mündet.

Zuletzt stellt sich die Frage, welche Konsequenzen aus den drei formulierten erkenntnistheoretischen Annahmen der Essenzialismuskritik auch für die im Folgenden zu betrachtende professionelle Diversity-sensible sozialpädagogische Praxis folgen. Aufgrund des Gewichts, das der alltäglichen Bedeutungsproduktion in der Reproduktion von Ordnung darin zukommt, gerät das professionelle Alltagsgeschäft sowie die alltägliche Bezugnahme auf das pädagogische Gegenüber in den besonderen Fokus der Essenzialismuskritik. Auch die interviewten Fachkräfte, so lässt sich hier bereits vorwegnehmen, stellen eine Reflexionsaufforderung ins Zentrum ihrer Diversity-Überlegungen. Genau diese wäre nun zu befragen: Inwiefern sind Selbstreflexion und die Zurückweisung von normativen Zuschreibungen und Konstruktionen notwendigerweise auch mit einer weniger herrschaftsförmigen Beziehung zum Gegenüber verbunden? Ist ein reflexives Selbst, ein Selbst, das die eigenen Bedingungssetzungen unentwegt befragt und verschiebt, sich unablässig ›ermahnt‹, weniger machtförmig? Wie im Folgenden deutlich werden soll, kann aus einer Perspektive auf das Begehren eine solche Reflexion der eigenen normativen Setzungen durchaus auch im Dienst von Allmachtsphantasien stehen.